

VERBODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung

Nr. 24.

Monatlich vier Bummern.

Berlin, 18. Juni 1894.

Vierteljährlich 2½ Mark.

40. Jahrg.

Andere Beiten.

Roman von E. Vely.

(Schluß aus Nr. 23, S. 260.)

Nachdruck verboten.

Unten in der Stadt zählte auch Hanse die Schläge, als sie dem Forsthaufe zuing. Am andern Tage um diese Stunde war sie schon weit von der Heimat. Wer konnte wissen, wann sie ihr wieder ins Ohr klingen würden!

Die weißhaarige Frau saß am offenen Fenster und nickte ihr schon beim Kommen zu „Das ist lieb, Fräulein von Beddenberg — Jagdstrümpfe für meinen Sohn! Zu viel mehr reicht's nicht — aber damit hat ihn die Mutter nun mal verwöhnt. So, hier neben mir Platz nehmen, daß ich voll in Ihr liebes, kluges Gesicht sehen kann! Heute schaun Sie besser aus. Recht so, biegen, aber nicht beugen lassen, selbst vom gerechtesten Kummer!“

„Ich möchte Ihnen danken, Frau Henke, daß Sie mir damals so treu in der schwersten Stunde, wie sie den armen Vater hinaustrugen, beistanden —“

„Aber liebes Kind! — Was, eine Wespe? Und die hat's ja wahrhaftig auf Sie abgesehen!“

„Und — ich bitte Sie, auch dem Herrn Forstmeister, der durch seine Mitteilung —“

„Das können Sie nun direkt an die Adresse bringen —“ Sie machte eine Bewegung nach der Nebenthür, welche offen stand; zugleich zeigte sich aber auch die hohe Gestalt des Forstmeisters darin.

„Fräulein von Beddenberg!“ Ein warmer Ton und ein freundlicher Schein auf seinem Gesicht.

Hanse preßte die Lippen zusammen. Freilich, wer hatte nicht Mitleid mit den Hinterbliebenen des Hofmarschalls — eine demütigende Empfindung. „Lassen Sie es mich gleich sagen — dank Ihrer raschen Mitteilung damals war mein Bruder in der Lage —“

„Beschämen Sie mich nicht, ein kleines Pflichtgebot — sonst doch nichts!“ Auch er fing jetzt die Jagd nach der Wespe an, welche ihre Backen beharrlich bedrohte. „So, der Feind ist erlegt.“ Dann rückte er möglichst nahe einen Stuhl heran. „Ich hoffe, die Damen dulden mich hier.“

„Schon mehr Zwangsverfahren,“ sagte die Matrone, mit dem Finger drohend.

„Das ist ein hübsches Plätzchen,“ meinte Hanse.

„Und gute Luft und welch angenehmes Wetter!“ spottete er. „Ich bin fest überzeugt, Sie kamen, um all das gerade zu sagen, Fräulein von Beddenberg!“

„Auch zu erzählen, daß meine Schwester Ilse uns verließ, um Diakonissin zu werden, daß Hans und ich morgen abreisen und meine Mutter nun allein zurückbleibt. Wären Sie nicht so sehr verschieden, Frau Henke, würde ich bitten —“ Sie stockte und sagte dann fester, „mein, es findet sich da eben keinerlei Einklang, wie ich fürchte.“

„Aber —“ Die schlanke Hand der Frau streckte sich ihr entgegen, „ich werde doch einmal einen Fühler austrecken — eben, weil Sie es wünschen!“

In Hansens Augen leuchtete es auf. „Wie Sie mich verstehen!“

„Und,“ die Stimme Henkes hatte einen tiefen Klang, „warum gehen Sie denn — Fräulein Hanse?“

„Um auf eigenen Füßen zu stehen!“

Er beugte sich vor. „Als ob Sie das bisher nicht gethan hätten — ganz fest und selbstbewußt.“

Sie wandte ihm das volle Gesicht zu. „Wir sind arm, Herr Forstmeister. Wir haben die Pflicht, für unsere Mutter und für uns selber zu sorgen — mein Bruder Hans und ich.“

„So!“ Er streckte die Finger seiner rechten Hand aus und schloß sie dann wieder. „Da sitzt meine Mutter, die ist mir bisher das Liebste auf der Welt gewesen —“ noch eine Pause, in der man deutlich seinen hastigen Atem hörte, „gehen Sie nicht fort, Hanse! Werden Sie meine Frau!“

Es ging wie ein lähmender Schlag über sie hin, sie hatte das Gefühl, als könne sie keinen Fuß und keinen Arm rühren, und ihre Zunge war ganz schwer.

„So — antworten Sie mir wenigstens, Hanse —“

„Sie haben doch Ilse —“ es wollte gar nicht heraus, „so sehr — bewundert —“

„Freilich, wie jeder.“ Eine Falte bildete sich zwischen seinen Brauen. „Das hat indes nichts —“

„Doch, doch!“ Und nun sprach sie sehr schnell. „Damals that es mir weh. Sie waren wie jeder andere, mußte

ich denken. Und doch, für mich waren Sie — das ist nun einerlei! Aber damals, sehen Sie, da hätte ich sofort — Aber Sie bewunderten meine Schwester. Und da habe ich denn mein Herz — ach, ich habe mich ausgelacht! Das ist alles, Herr Forstmeister. Ich danke Ihnen, es ist tapfer, daß Sie um ein armes Mädchen werben: um die Tochter — meines Vaters! Aber ich kann nicht — ich muß nun sehen, allein durch die Welt zu kommen. Das ist,“ sie machte einen Lachversuch, „zu einer Art von fixen Idee bei mir geworden.“



Toiletten für Besuche und Sommerfeste.

(Beschreibung S. 273.)

„Es scheint so!“ antwortete er, die Zähne in die Lippen beißend. Frau Henke saß unbeweglich, die beiden betrachtend.

„Mein Bruder Hans geht nach Kuba, zu einem Freunde, der eine Tabakfabrik dort hat, und ich habe durch Fürstin Anna eine Stelle als Organistin beim Herzog von Bornmouth — drei Jahre Kontrakt — ganz glänzend. Sehen Sie —“

„Freilich, Sie bleiben da in Ihrer Sphäre, Fräulein von Peddenberg!“

„Nein! Sie wissen, in England wird aus der Liste der Ladies gestrichen, wer für Geld arbeitet.“

„Ich wünsche Ihnen viel Glück und Zufriedenheit, Fräulein von Peddenberg.“

„Mit der letzteren möchte ich paktieren, auf das andere habe ich verzichtet!“

„Aber — Kinder!“ Heiter und herzlich klang die Stimme der alten Dame. „Warum denn so tragisch? Ich meine, drei Jahre sind auch nur eine Spanne. Du, Fritz, hast so lange gewartet, kannst's auch noch drei Jahre. Und Hanse — nun, die hat Muße, sich in ihrem eigensinnigen Köpfchen darauf zu besinnen, daß sie dich eigentlich einmal frisch vom Fleck weg genommen hätte —“

„Mutter!“

Hanse stand da, die Blicke gesenkt, die Lippen zusammengepreßt.

„Ihr braucht ja einander nichts zu versprechen — ich bin eine alte Frau und habe zuweilen ganz gut prophezeit. Nicht wahr, Hanse, wir schreiben uns ab und zu — wir beide?“ Und dann zog sie die immer noch Schweigende in ihre Arme und küßte sie herzlich.

„Also auf gute Freundschaft?“ sagte er und tastete nach ihrer Hand.

„Freundschaft!“ antwortete sie mit zuckenden Lippen.

„Vorläufig!“ setzte er hinzu.

Mutter Meta beugte sich über das Bett, in dem eine junge Novize schwer krank lag, und horchte auf die raschen, unregelmäßigen Atemzüge. Viele hundert Diakonissinnen hatten sie Mutter angerebet in all den langen Jahren ihres Wirkens in ihrem Berufe, und für jede einzelne fühlte sie Zuerst und hatte sie ab und zu einen teilnehmenden Gedanken, wohin die Pflicht sie auch aus dem Mutterhause geführt haben mochte, in die Nähe oder Ferne, und die, welche ein frühes Grab gefunden, bezeichnete sie als „am Ziel“.

Sie hatte in ihren alten Zügen einen Ausdruck inneren Friedens.

Eine Schwester stand seitwärts am Fenster, der Arzt war eben gegangen. Die Mutter trat, auf weichen Filzsohlen gehend, zu der Pflgerin.

„Sie ist auf der Typhusstation angesteckt, sie hat sich so sehr gefürchtet“, berichtete die Schwester. Der graue Kopf nickte.

„Die Furcht, ja, über die konnte sie nicht hinkommen und die ist doch das erste, gegen das wir ankämpfen müssen. Viele sind berufen, und wenige sind auserwählt — ich habe es dem armen Kinde da am dritten Tage bereits gesagt, daß sie nicht zu uns taugt — als sie in der Leichenkammer ihren ersten Dienst thun sollte, und ich habe es ihr immer wiederholt. Das sollte nun der letzte Versuch sein — ich fürchte, über den kommt sie nicht hinaus.“

Schwester Frieda, die aus ländlichen Verhältnissen stammte, sagte: „Zu weich und verzärtelt.“

„Und wie viele kommen aus ihrer Welt und sind zufrieden und glücklich bei uns! Wir haben doch nicht das Recht, abzuweisen, wenn es Ernst scheint. — Nicht stolz sein, Schwester Frieda —“ Sie hob leicht warnend die Hand, die so abgearbeitet war wie die sämtlicher Schwestern. Mit einem stöhnenden Laut fuhr die Kranke drüben empor, die goldschimmernde Haarmasse hatte sich gelöst und breitete sich weithin über die Kissen.

„Die werden wir auch wohl abschneiden müssen“, flüsterte Schwester Frieda.

„Nun, mein gutes Kind?“ Die Mutter streichelte leise die unruhigen Finger. Wieder ein schwerer Seufzer, die schwarzen Augen hefteten sich angstvoll auf das milde Gesicht.

„Wenn ich nur — den Spruch wüßte, den Spruch, ohne den ich — nicht hinein kann — in das —“ sie suchte wieder, „in das andere Leben — ich habe ihn noch nicht gelernt, noch immer nicht —“

„Was meint sie denn?“ Die Blicke der Vorsteherin des Diakonissenhauses glitten über die getünchten Wände des Krankenzimmers — meinte sie dort drüben die eingerahmte Bibelstelle: „Ob ich schon wandere im finstern Thale?“

„Nein“, flüsterte Schwester Frieda, sie sofort verstehend.

„Den habe ich ihr vorhin schon vorgesprochen, der ist es nicht.“

„Selbst mir doch“, sagte Ilse ungeduldig, und sich höher aufrichtend, legte sie die Flächen der Hände zusammen.

„Was will ich? Was will ich?“

„Ah —“ Die Mutter hatte sie verstanden, sie suchte nach dem Wortlaut des Diakonissenspruchs, der in Frage und Antwort alle Pflichten, alles entsagende Wollen und Verheißens des aufopferndsten aller Frauenberufe darlegt. Und über das fiebernde, junge Geschöpf gebeugt, das ihn hatte in Selbstverkennen und Trotz auf sich nehmen wollen, sprach sie mit ihrer weichen Stimme, die schon so manchem verzagenden Herzen Mut und Ergebung zugesprochen hatte: „Was will ich? Dienen will ich. Wem will ich dienen? Dem Herrn in seinen Armen und Glenden. Und was ist mein Lohn? Ich diene weder um Dank noch um Lohn, sondern aus Dank und Liebe. Mein Lohn ist, daß ich darf.“

Es war die erste Hälfte, Mutter Meta hielt inne. Die

Kranke hatte die Lippen mitbewegt. „Jetzt will ich es nicht vergessen, darüber nachdenken“, sagte sie zurücksinkend, „daß ich's lerne — lerne ... Mein Lohn ist — daß ich darf!“

Langsam glättete die sorgsame Hand das Kissen neben der in Fieber glühenden Wange, dann ging Mutter Meta hinaus. Schwester Frieda nahm ihren Platz wieder ein — die Lider sanken aufs neue über die dunklen Augen Ilse's.

Frieda dachte über das leise mahnende „nicht stolz sein“ der Mutter nach. Freilich, sie hatte es gut gehabt, sie war gewissermaßen für ihren Beruf erzogen in der Küstersfamilie auf dem kleinen Dorfe. Die Tante Diakonissin, die alljährlich eine kurze Zeit nach Hause kam, war der Glanzpunkt der Familie, und früh schon hatte sie den Wunsch gefaßt, auch so zu werden wie ihre Pattante. Kein rauschendes Vergnügen, keine großen weltlichen Freuden hatte sie kennen gelernt — nichts zog sie ab, und mit ihren achtzehn Jahren brachte sie bereits den rechten Diakonissensinn mit in das Mutterhaus, in dem sie tüchtig werden sollte für den Dienst bei den „Armen und Glenden“. Sie neigte den Kopf tief herunter, nicht stolz sein — sie hatte es gut gehabt.

„Daß ich darf“, murmelte Ilse. Die Wände wichen zurück, es wurde alles so weit, hohe Häuser, glänzende Läden, Raffeln und Fahnen, Tosen und Rufen — Berlin! Und in einem dahinbrausenden Zuge mitten hinein in das bunte, lockende Leben und ein Mund an ihrem Ohr, der so süße Worte redete. Sie wußte alles, sie war schön und lieblich und begehrenswert, und seine Hand wollte die ihre festhalten — recht fest fürs ganze Leben, ein lachendes, sonniges Leben.

„Ist das der Regen, der da so ans Fenster schlägt?“ fragte sie, emporschreckend.

„Ja, es ist böses Wetter, und der Winter ist vor der Thür!“ entgegnete die sanfte Stimme der Schwester.

„Freilich!“ Ilse fror, daß es sie schüttelte. „Eiskalt, eiskalt!“ So war ihr damals auch gewesen — damals, als es unter ihr einbrach und sie aus seinen Armen in eine bodenlose Tiefe stürzte. Hans hatte sie aus dem Wasser herausgeholt, und seitdem — war sie krank.

Wenn sie nur still liegen könnte, aber immer sich drehen und wenden müssen, als wäre sie an ein dahinrollendes Rad gebunden.

„Schwester Frieda, bin ich sehr krank?“

„Recht krank, Schwester Ilse, aber der liebe Gott —“

„Ja, ja —“ Sie zählte an den Fingern herunter, minutenlang, mit plappernder Stimme. „Ich bin aber jung und stark —“ Sie mußte plötzlich die Augen bedecken, sie sah das blasse, junge, für immer eingeschlafene Geschöpfchen vor sich, das sie mit den anderen Schwestern in den Sarg hatte betten sollen, ihr graute wieder wie damals. Wenn sie nun selber da unten in der Leichenkammer liegen sollte — sie schnellte in den Kissen auf.

„Schwester Frieda, der Spruch, es ging weiter — rasch, wie hieß es auf die Frage: Und wenn ich dabei umkomme?“

Die andere trat ans Fußende des Bettes. „Komme ich um, so komme ich um, sprach Esther, die Königin, die doch den nicht kannte, dem zu Liebe ich unklame und der mich nicht umkommen läßt.“

„Nicht läßt —“ Ein Lächeln glitt über Ilse's Gesicht, und sie wurde stiller.

Schwester Frieda ging wieder ans Fenster.

Wenn das zarte Wesen da, das so wenig tüchtig zu dem Berufe einer Diakonissin war, mitten heraus aus dem Noviziat schon „ans Ziel“ kam, wurde es ihr ja gut — früh der eine Mensch, spät der andere. Sterben, am Ziel sein ist schön, den Beruf ganz ausfüllen auch — das war ja das letzte, zu fragen und zu antworten: „Und wenn ich dabei alt werde? So wird mein Herz grünen wie ein Palmbaum, und der Herr wird mich sättigen mit Gnade und Erbarmen. Ich gehe mit Frieden und Sorge nichts.“

Und sie faltete die Hände um des jungen Lebens willen, das da vor ihr mit dem Tode rang.

„Aber das ist lieb!“ sagte Frau von Peddenberg, ihrer Besucherin die Hände hinstreckend, „das ist gar lieb, nach mir zu schauen!“ Ein Seufzer. „Viele thun's nicht! Die ganze Nachbarhaft, ich meine aus den fürstlichen und gräflichen Häusern in der Umgegend, hat mich ganz vergessen. Eine Witwe und eine heraubte Mutter — das ist alles, was von mir übrig geblieben ist — mit viel, Liebste, mit viel. Natürlich, da wird man vernachlässigt.“

Sie hatte sich von der Couchette in ihrem Salon erhoben, der hier in dem kleinen Hause dem Wittumspalais gegenüber so kosig und möbelüberfüllt war, wie droben in der Hofmarschalls-Dienstwohnung, und sie sah frisch und elegant aus.

Frau Henke lächelte. „Ich habe es Fräulein Hanse versprochen.“

„Der Hanse! Ein gutes Kind! Sie schreibt immer zu Frieden! Freilich auch, sie hat's gut, hat die Welt zu sehen bekommen. Ich war nie in England und Schottland — Irene auch nicht. Ja, man muß sich bescheiden im Leben — selbst — mit einem Blick nach den Rokokofrauen an den Wänden, „wenn's einem nit an der Wiege gesungen worden ist.“

„Sie dürfen stolz sein auf Ihre beiden ältesten Kinder — mit welcher Willenskraft die den Kampf mit dem Leben aufgenommen haben!“

„Ja!“ Frau Hedi schob die Ringe an ihren Fingern hin und her. „Sie haben eben das Zeug dazu gehabt. — Meine arme Ilse — ach, das kann ich gar nit vergessen, wie ich hingekommen bin, und sie hatten ihr das schöne, herrliche Haar abgeschritten. Gar nicht zu erkennen —“ Sie

wischte über ihr Gesicht. „Und wissen Sie, was sie noch in ihrem Fieber gesagt hat? „Meine schöne Mama soll nicht weinen — nicht die Augen trübe weinen —“ Sie ist immer so ein Schmeichelfläßchen gewesen, die Ilse.“

Irene von Loeck kam herein, von der Dienerin, welche die Kaffeemaschine trug, begleitet. Es gab eine Masse einladender Redensarten und ihr Abwehren.

„Nein, das dürfen Sie nicht abschlagen, und das Wiener Gebäck müssen Sie kosten! Kennen Sie eigentlich so einen echten Wiener Strudel? Aber den macht niemand besser als die Irene. Ueberhaupt, wenn die nit bei mir wäre!“ Sie wies auf die geschlossenen Läden in dem Rokokohaus gegenüber. „Die Fürstin Anna scheint ganz vergessen zu haben, daß es ein Bündel auf der Welt giebt, erst nach Italien und nun in Deutschland herum.“ Es kam flüsternd nach: „Sie soll jetzt in Berlin als Frau Meyer bei der Baronin Gall wohnen — einfach Frau Meyer! Um sich das Leben genau anzusehen. Können Sie das begreifen?“

„Gewiß —“

Frau Hedi hörte nicht darauf. „Ueberhaupt, die Zustände in Bündel, seitdem mein Mann tot ist! Keine Spur mehr von Etikette! Wenn der es erlebt hätte, daß die Fürstin Luisa mit dem Prinzesschen da eines Tages von der Spazierfahrt nicht zurückgekommen wäre und einfach von Frankfurt aus telegographiert hätte: „Auf dem Wege nach Palermo“ — nit auszudenken! Und Fürstin Anna reißt ihr geduldig nach, um der Sache so ein Mäntelchen umzuhängen, als wäre das gar keine Flucht, sondern einfach ein Uebereinkommen gewesen. Gar kein Respekt vor vielhundertjährigen Familientraditionen, sehen Sie!“

„Der liegt mir nun auch wenig im Blut — und ich bin nicht einmal ein Kind der Neuzeit!“ sagte Frau Henke.

„Nun das ist eben — natürlich eben bei uns anders!“

Frau Hedi nickte Frau von Loeck zu. „Fürst Dietrich ist aber sonst die Aufmerksamkeit selber. Da, wo sie sitzen, hat er nach dem Tode meiner Ilse gegessen und geweint wie'n Kind. Ich hab' ihn noch trösten müssen. Und schann Sie, meine liebe Freundin, meine Kinder, die ältesten, die haben doch absolut nit die rechtmäßige Pension für mich gewollt — Fürst Eck hat's angenommen — aber nach Ilse's Tode hat mir Fürst Dietrich ein Gnadengeschenk eigenhändig übergeben. Zuerst hab' ich natürlich meine Brillanten dafür eingelöst — selbstverständlich.“

Sie biß mit den immer noch schönen Zähnen in ein Stück Kuchen und nickte vergnügt.

„Fürst Dietrich ist eine edle Natur, der Ernst kommt jetzt bei ihm zum Durchbruch“, sagte Frau Henke und erhob sich. „Uebrigens habe ich noch nicht nach dem Ergehen Ihres Afrikaners, des Herrn Fred, gefragt, Frau von Peddenberg?“

Ein verlegener Schein zog über das Gesicht der anderen.

„Da ist er nit mehr! Das Klima — nun, es sagte ihm eben alles nicht zu.“ Ihre ganze Gutmütigkeit und Redseligkeit überkam sie. „Warum soll ich's Ihnen nit sagen? Sie sind ja diskret. Eines Tages denk' ich, der Schlag rührt mich. Da schreibt er aus Messina — ist dort Portier in einem Hotel, die Not ist ihm über dem Kopf zusammengeslagen. Mein Fred, denken Sie das nur! Mein schöner, stolzer Bub! Da war's denn gut, daß mir der Fürst just vorher die Kaffeete geschenkt hatte mit den Papieren — hab' freilich tüchtig 'rausgreifen müssen, aber der Fred wird sich schon wieder 'rausarbeiten! Solch einem schönen Menschen kann's nit fehlen — Irene meint's auch.“

Und ganz zuletzt erkundigten sich beide Damen nach dem Ergehen des Forstmeisters und ob keine Wünderer Kammerratstochter Aussicht habe, demnächst Frau Forstmeisterin zu werden.

„Nein, bestimmt nicht!“

„Ja aber, was will er denn thun?“ fragte die Hofmarschallin.

„Warten — noch immer warten, so lange, bis seine Zeit kommt!“ sagte Frau Henke.

Sie dachte an ein Briefblatt, das sie am Morgen aus England empfangen hatte und auf dem mit festen Schriftzügen stand: „Mutter, geliebte Mutter, sag' ihm, deinem und meinem Robert, daß ich die letzten Tage und Wochen zähle und dann zu euch komme, um nie mehr zu gehen. Es war eine harte und doch gute Prüfungszeit, in der Hanse Peddenberg ihren Willen hatte — nun aber soll der von Hanse Henkes Gatten gelten! — Ist's so recht?“

Und dann ging sie mit ihrem klugen Lächeln über die Schwelle, und ein Nachschein davon lag noch in ihren Zügen, als sie vor ihrem Heim angelangt war.

— E n d e . —

Zwei Sprüche.

Von Frida Schanz.

Nachdruck verboten.

I.

Zu unterhalten die Jungen und Alten,
Bring' nur die Deutchen zum Reden!
Hör' zu und lasse dich unterhalten,
So unterhältst du jeden!

II.

Notwendig sei des Erwerbes Jagd?
Die Aneise, die sich beständig
Mit Riesenlasten im Sande plagt,
Denkt auch, es sei notwendig!

Moderne Geselligkeit.

Von Ernst Koppel.

Nachdruck verboten.

Das Anwachsen der Großstädte hat in unserm Jahrhundert dem Herden- und Herdentrieb der Menschheit einen Aufschwung gegeben, der noch bei weitem nicht den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht hat.

Es scheint, als ob die Gesellschaft am Ende des Jahrhunderts von einer bangen Unruhe erfaßt sei, wie stets, wenn sich Umwälzungen, die Epoche zu machen bestimmt sind, vorbereiten.

In langen Uebergangsperioden wie diejenige, in der wir leben, drängen die Menschen denn auch mehr als sonst wohl in Massen zu einander. Politische Parteien aller Art, ein ungemein ausgebildetes Vereins- und Versammlungswesen, ein fieberhaftes gesellschaftliches Treiben mit allen erdenklichen Auswüchsen sind die Symptome jenes Zustandes, es ist, als ob sich des einzelnen eine Art von Angstgefühl bemächtigt, oft und viel allein, oder nur auf diejenigen, die ihm im Leben die nächsten sind, angewiesen zu sein.

So dient die Art von Geselligkeit, wie sie sich allmählich in unseren Tagen ausgebildet hat, mehr dem Zeitvertreib, der Zerstreuung, der Flucht vor dem eigenen Ich, als zur Befriedigung von Geist und Gemüt, was doch ihren eigentlichen und vornehmsten Zweck ausmachen sollte.

Das Verhältnis von Mensch zu Mensch wird durch die beliebten Massenansammlungen, die beliebteste Form modernen Gesellschaftstreibens, immer mehr verflacht.

Namentlich in großen Städten sucht man, oft mit Absicht, oft nur gedankenlos, den Pariser „Salon“ nachzuahmen, ohne mehr als eine Karikatur dieser an gänzlich verschiedene Bedingungen geknüpften Form zustande zu bringen.

Die Empfangsabende in den großen Städten Deutschlands sind meist eine zweck- und salonloje Anhäufung der verschiedenartigsten Elemente, die, da sie wenig Gemeinsames haben, nie jene Harmonie zu erzeugen vermögen, wie sie dem feingefühlten innern Gehör so erwünscht und wohlthuend ist.

Was so an gemüthlicher oder geistiger Erquickung mangelt, sucht man durch materielle Genüsse mannigfacher Art, eine Ausstrahlung des unmäßigen und barbarischen Luxus unserer Tage, zu ersetzen. Das einzige, was dieses wüthe Gesellschaftstreiben noch adelt, ist die Allerweltsfreundin, die Musik, aber auch diese wird meist in übertriebener Weise und selten wirklich geschmackvoll geboten, da es fast immer Dilettanten sind, die hier nach wohlfeilen Lorbeeren streben.

Vor allem in der Reichshauptstadt, in der nach manchen Richtungen, wenn auch noch unvollkommen, der Schwerpunkt deutschen Lebens zu suchen ist, gehört eine bescheidene und anheimelnde Geselligkeit, eine Vereinigung mehr oder minder Gleichgesinnter und Gleichgestimmter, gleichsam ein künstlich zusammengesehtes geselliges Orchester zu den allergrößten Seltenheiten.

Alles drängt zu großen Gesellschaften, Dinners, Klubs, Vereinen u. s. w., der zahllosen Bälle nicht zu gedenken, die aber ein Vorrecht der Jugend sind und daher in der Stufenfolge geselliger Veranstaltung eine Ausnahmestellung einnehmen. Mehr als je droht gerade in der Gegenwart das Kneipenleben in Deutschland die Geselligkeit des Hauses zu schädigen und zu verdrängen.

Hierin liegt eine entschiedene Gefahr, namentlich für die heranwachsende Generation, die so leicht in Roheit verfällt und in der Wahl ihrer „Freunde“ meist wenig wählerlich vorgeht. Die Kneipe ist nicht der Ort, an dem gute Lebenssitte, feiner Anstand gedeiht. Und was das bedenklichste ist, die Kneipe zieht nicht nur die Männer, sondern mehr und mehr auch die Familie, namentlich des mittleren und kleinen Bürgerstandes in ihren Bannkreis.

Frauen und Halberwachsene aber als mehr oder minder eifrige Stammgäste eines Wirtschaftes sind durchaus unerfreuliche Erscheinungen und beweisen, wie wenig im allgemeinen das eigene Heim auch als Stätte der Erholung und des vertraulichen Miteinanderlebens geschätzt wird — auch dies ein Zug, der zu deutscher Art wenig passen will.

Die Gespräche, die in Kneipen und Wirtschaften geführt werden, sind häufig nicht für die Ohren von Frauen und jungen Leuten geeignet, und wenn die Männer wenig Rücksicht auf diese nehmen, so thun sie es in dem Bewußtsein, daß es ihr gutes Recht sei, sich am Kneipisch nach des Tages Last und Mühen jedes Zwanges so viel als möglich zu entlasten.

Die Erscheinung der Frau als regelmäßiger Gast eines solchen Wirtschaftes wird daher dem feinem Gefühl als etwas Ungehöriges auffallen. Ist die Empfindung der Frau zart genug, so wird sie dies selbst bemerken, sich unbehaglich fühlen und sich mehr oder minder in sich selbst verschließen; ist das Gegenteil der Fall, so erscheint ihre tägliche Teilnahme am Wirtschaftes- und Kneipenleben als durchaus unweiblich und wirkt demnach eher abstoßend als anziehend.

Aber auch für die verheirateten Männer birgt der häufige oder gar tägliche Wirtschaftesbesuch eine Gefahr, und zwar diejenige, sich der eigenen Familie allmählich unbewußt zu entfremden. Sie werden erstaunt sein, eines Tages den abendlichen Aufenthalt am eignen Herd als Zwang zu empfinden, den sie bei jeder Gelegenheit zu fliehen suchen, ohne sich darüber klar zu werden, daß der Grund einzig in dem fortgesetzten Wirtschaftesbesuch oder auch im Vereinstreiben liegt, das ja namentlich in Deutschland überall üppig wuchert und dessen Auswüchse zu beschneiden es wahrlich an der Zeit wäre.

Um den heranreifenden Mann aber, dessen Erziehung vorzugsweise in der Kneipe ihren Abschluß findet, der dort geselligen Anstand lernt, steht es in mancher Beziehung schlimm, um so schlimmer, als die weitaus größte Mehrzahl diese Bedenken nicht einmal ahnt. Eine würdige Geselligkeit gedeiht eben nur im Schutz des Hauses, und kein Klub, keine gesellige Vereinigung irgend anderer Art vermag die häusliche Geselligkeit zu ersetzen.

Dem nördlichen Europa war es im Gegensatz zu dem nach außen lebenden Süden vorbehalten, diese häusliche Geselligkeit zu pflegen und in feste Formen zu fügen. Der Pariser „Salon“ und die ästhetischen oder unästhetischen „Thees“ Berlins sind Zweige desselben Stammes, an dem auch der englische „five o'clock tea“ gereift ist.

Vor allem aber haben sich bisher im nördlichen Deutschland Haus und Familie als die geeignete Stätte geselliger Vereinigung erwiesen, mag dieser Kreis nun eng sein oder sich auf viele Freunde ausdehnen.

Der häusliche Herd genießt hier noch immer, allen zerstreuten und zerplitternden Einflüssen der Gegenwart zum

sehr zu statten — heute dagegen sind gerade Essen und Trinken das Haupterfordernis geselliger Zusammenkünfte geworden und erschweren diese fast eben so sehr wie die leider beständig zunehmenden Zerklüftungen politischer, sozialer und religiöser Art.

Einzig im engen Kreise, aber unter anspruchsloser Form, ist, wenigstens was Deutsche anlangt, eine wahre Geselligkeit möglich. Man muß am Geschick des andern teilnehmen, man muß sich mehr oder minder in das Wesen desselben vertiefen können, um wirkliches Interesse füreinander zu gewinnen. So wird selbst das Unbedeutende innerhalb eines engen Kreises durch das persönliche Element zu einer gewissen Bedeutung erhöht, und das Bedeutende tritt als Ereignis in eine Vereinigung, die gemeinschaftlich zu genießen versteht. Wie reiche Blüten eine auf gegenseitige Uebereinstimmung gegründete Geselligkeit selbst auf den Höhen des Lebens zu zeitigen vermag, das beweisen die Höfe von Weimar und anderer kleiner deutscher Staaten, wie einst die Tafelrunde Friedrichs des Großen. Letzterer, nach Schiller's Ausspruch „der größte deutsche Sohn“, verleugnete, trotz seines allem Französischen zuneigenden Geschmacks dennoch in der auf einen kleinen erwählten Kreis beschränkten Geselligkeit nicht seine echt deutsche Art: den Individualitätsdrang, der sich in sich selbst und wenigen anderen auszuleben bestrebt.

Diese bescheidene Form der Geselligkeit mit ihrem reichen Inhalt sollte dem Deutschen, so sehr sich auch die Verhältnisse geändert, in ihren großen Zügen wenigstens vorbildlich bleiben! Leider scheint dazu aber wenig Aussicht vorhanden. Vertrauliche Mitteilungen in mündlicher oder schriftlicher Form, sofern sie nicht irgend welchen praktischen Interessen dienen, sind unmodern, veraltet. Selbst ein Briefwechsel zwischen befreundeten, räumlich getrennten Persönlichkeiten, der mehr als das Notwendigste enthält, ist eine große Seltenheit und gilt vielen als Zeitvergeudung oder Sentimentalität.

Unser raffloses, schnell lebendes Geschlecht, im harten Kampf um das Dasein begriffen, sucht den Genuß, wo er nur selten zu finden ist, und versfällt daher früh in Stumpfheit oder Ueberreiztheit. Ein verfeinertes Genußleben, das auf geistiger Grundlage beruhen muß, ist der Mehrzahl auch der Gebildeteren fast unbekannt geworden. Für den modernen Menschen, wenn er nicht stark genug ist, sich auf sich selbst zu besinnen und zurückzuziehen, giebt es auch in geselliger Hinsicht keinen „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“. Auch hier hat sich das Herden- und Herdentreiben verbreitet und reißt den einzelnen mit sich fort — wohin?

Das Fragezeichen ist die einzige Antwort darauf, wenn man nicht an den Sieg einer noch nebelhaften und unklaren, aber zweifellos im Entstehen begriffenen neuen Weltordnung glauben will, die schon die ersten Strahlen ihrer Sonne über die erschütterte Erde heraussendet.

Ein fürstliches Brautpaar.

Nachdruck verboten.

Die nächste Kaiserin von Rußland wird wieder eine Deutsche sein. Am Tage nach der Hochzeit der amnütigen Prinzessin Viktoria Melita von Sachsen-Koburg-Gotha mit dem Großherzog Ernst Ludwig von Hessen wurde im Residenzschloß zu Koburg die Verlobung der Prinzessin Alix von Hessen mit dem Großfürsten-Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch proklamiert. Prinzessin Alix, die Schwester des regierenden Großherzogs von Hessen, ist am 6. Juni 1872 als jüngstes Kind des Großherzogs Ludwig IV. und seiner Gemahlin Alice, Prinzessin von Großbritannien, zu Darmstadt geboren. Der russische Thronerbe ist um vier Jahre älter als seine Braut, er wurde am 6. Mai 1868 als ältester Sohn des jetzt regierenden Zaren Alexander III. und der Kaiserin Maria Feodorowna in Petersburg geboren.

Eine aus deutschem Fürstenhause stammende Zarin ist in unserm Jahrhundert nichts Neues. Prinzessin Alix ist, wenn man von Marie Luise von Baden abliest, deren Heirat mit Alexander I. noch in das vorige Jahrhundert fällt, bereits die dritte deutsche Prinzessin, die einen russischen Thronerben heiratet. Zar Nikolai I. vermählte sich 1817 mit Prinzessin Charlotte (Alexandra Feodorowna), der ältesten Tochter Friedrich Wilhelms III. von Preußen. Sein Sohn Alexander II. heiratete 1841 die Prinzessin Wilhelmine Auguste (Maria Alexandrowna), Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Hessen. Der regierende Zar machte somit eine Ausnahme von der Regel, als er 1866 mit der Prinzessin Dagmar (Maria Feodorowna), Tochter des Königs Christian von Dänemark, sich vermählte. Jetzt ist der Großfürst-Thronfolger zur alten Regel zurückgekehrt, und damit hat sich die Hoffnung verstärkt, daß die frieblichen und freundschaftlichen Beziehungen der Völker durch diese Verbindung zwischen einem deutschen Fürstenhause und der russischen Regentenfamilie die allseitig erwünschte Fortdauer und Förderung erfahren mögen.



Der Großfürst-Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch und Prinzessin Alix von Hessen.

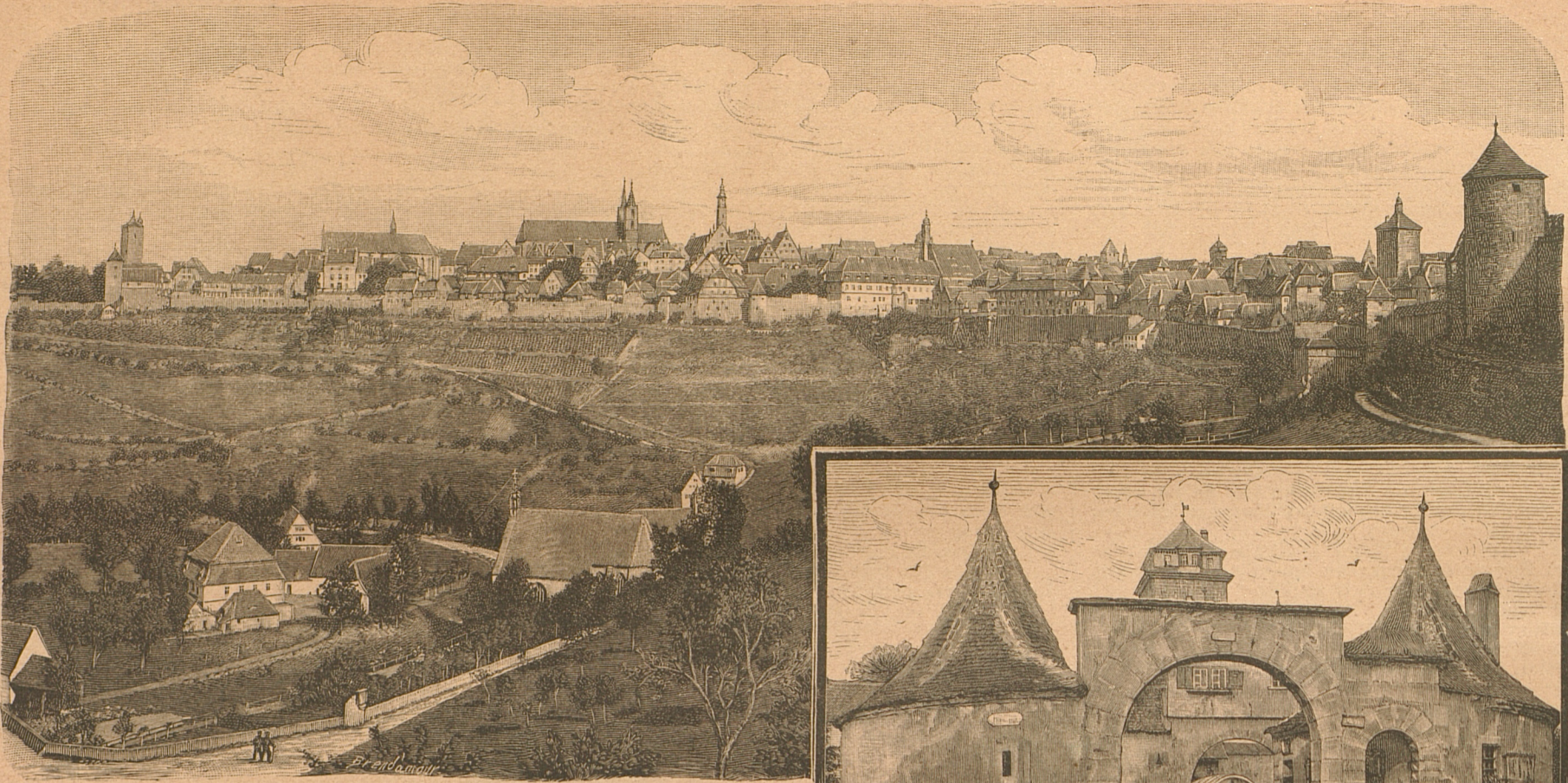
Trotz eines gewissen Ansehens. Freilich darf man den Ausdruck „häuslicher Herd“ nicht wörtlich nehmen, denn die Thatsache, daß in früheren Jahrhunderten die Herdstätte dem Deutschen als das Heiligthum des Hauses galt, vermögen die klugen Enkel, selbst wenn sie auf ihre deutsche Art pochen, kaum noch zu begreifen. Das Leben hat sich so kompliziert gestaltet, daß die einfachsten Zustände als die unverständlichen erscheinen, trotzdem mancher in den Frringen und Wirrungen der Gegenwart sich nach menschlicheren und ursprünglicheren Verhältnissen sehnt, nach einem Urzustand, der doch nie wiederkehren kann. Die Zivilisation, die Kultur geht eben ihren Weg, gleichviel ob sie dem einzelnen zum Heil gedeiht oder nicht.

Während der Pariser „Salon“, der nach außen lebenden Persönlichkeit des Franzosen gemäß, viele Menschen versammelt, waren in Deutschland weniger zahlreiche gesellige Vereinigungen und Zusammenkünfte lange an der Tagesordnung. Der Deutsche ist eine individuell veranlagte Natur und liebt es, sich in Menschen und Dinge liebevoll zu vertiefen. Das aber ist nur einer beschränkten Zahl gegenüber möglich; der Masse gegenüber wird er nur zu leicht schwerfällig und unbeholfen und kann die Vorzüge seiner Art nur unvollkommen zur Geltung bringen.

Es ist nun eine eigentümliche Erscheinung, daß gerade zu Ende des vorigen und bis in die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts, da der Einfluß französischer Sitte sich übermächtig erwies, die Form der Geselligkeit namentlich im nördlichen Deutschland weit eigenartiger war als in unseren Tagen, da man sich im gerechteren Selbstgefühl von dem Einfluß Frankreichs auf so manchen Gebieten losgesagt hat.

Damals waren in Deutschland, vor allem in Berlin, wenig zahlreiche gesellige Zusammenkünfte an der Tagesordnung, ihr Schauplatz war einzig das Haus, in dem manche geistig bedeutende Persönlichkeit den Mittelpunkt bildete, um welchen sich Persönlichkeiten verschiedener Stände, Aristokraten, Gelehrte, Dichter, Künstler, Männer und Frauen miteinander gleichberechtigt sammelten.

So hatte sich ein verfeinerter und vergeistigter Verkehr von Menschen gestaltet, die darin bei den traurigen politischen Verhältnissen, wie dem nach außen hin wenig ergiebigen Dasein jener Zeiten den Gipfel des Lebensgenusses sahen. Die Anspruchslosigkeit in materiellen Dingen kam dieser Geselligkeit



Gesamtansicht der Stadt.

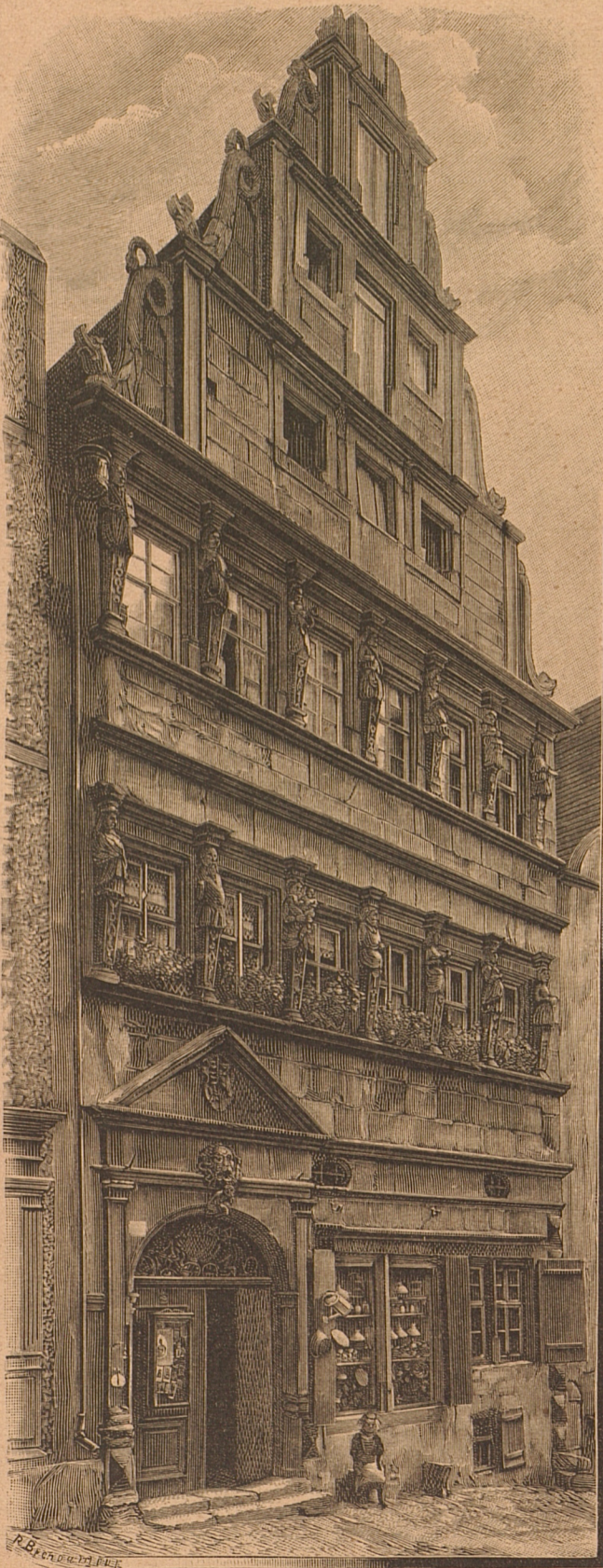
Rothenburg ob der Tauber.

Ein deutsches Städtebild von B. Schill.

Mit sechs Bildern nach photographischen Aufnahmen von C. D. Trenkle in Rothenburg.



Spitalthor.



Das Baumeisterhaus.

Nachdruck verboten.

Auf dem steil abfallenden Rande des oberen Tauberthals, im bayerischen Franken, hart an der württembergischen Grenze, erhebt sich stolz und stattlich die ehemalige Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber, deren hochragende Türme und Mauern weithin sichtbar sind. Vom gegenüberliegenden Thalrand aus gesehen, soll die Stadt eine große Ähnlichkeit mit Jerusalem haben. Rothenburg hat die Eigentümlichkeit vieler fränkischer Städte, daß seine mittelalterlichen Bauwerke und seine vielen Befestigungen ganz unverehrt erhalten sind. Für die Zeit des dreißigjährigen Krieges wäre Rothenburg also noch vollständig verteidigungsfähig.

Als Rothenburg i. J. 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß seine Reichsfreiheit verlor und an Bayern fiel, zeigten von der einstigen Macht und Größe der ehemals so berühmten Reichsstadt nur noch ihre Bauwerke. Sonst war sie ein unbedeutendes, vergessenes Landstädtchen geworden, dessen Bewohner sich der großen Vergangenheit der Stadt kaum erinnern. Das Andenken an sie ward erst in jüngster Zeit wieder aufgefrischt durch das bekannte Rothenburger Festspiel, das eine Episode aus dem dreißigjährigen Kriege darstellt. Nach nicht zuverlässig verbürgten Ueberlieferungen soll Tilly, als er 1631 die Stadt mit Sturm genommen, dem Räte den Tod angedroht, aber ihm unter der Bedingung, daß ein Mitglied des Rates den großen Ratshumpen auf einmal austrinke, Verzeihung zugesichert haben. Der Altbürgermeister Knich trank den — noch vorhandenen und vierzehn bayerische Schoppen haltenden — Humpen aus, und Rothenburg war gerettet!

Das Festspiel, in dem dieser „Meistertrunk“ verherrlicht ist und das von Rothenburger Bürgern und Bürgerinnen in prächtigen Kostümen und Waffen alljährlich zweimal aufgeführt wird, lockt eine Menge von Fremden nach der Stadt; man ward auf die interessanten alten Bauwerke aufmerksam, und jetzt findet jeden Sommer eine wahre Pilgerfahrt von allen Himmelsgegenenden nach dem alten Rothenburg statt. Es führt eine Zweigbahn der Strecke Würzburg-Ansbach nach Rothenburg; viele Norddeutsche aber fahren von Creglingen aus mit dem Postwagen nach Rothenburg, eine Fahrt, auf welcher man von der Höhe bei Schwarzenbronn aus eine prächtige Aussicht auf die Stadt hat und bei den Klängen des Posthorns sich dann so recht in die alten Zeiten zurückversetzt fühlt.

Unter den Gebäuden der Stadt ist das Rathaus auf dem Markte, ein stolzer Doppelbau, das bemerkenswerteste. Der ältere, gotische Teil mit dem hohen, schlanken Turme stammt aus dem Jahre 1240; der spätere Renaissancebau mit den kunstreichen Erkern und der prächtigen Säulenhalle wurde 1572—78 vollendet. Im Innern befindet sich der große Rathssaal, den außer anderen Bildwerken ein kolossaler Reichsadler schmückt und über dessen Thüre der Spruch angebracht ist:

„Ein's Mannes Red' eine halbe Red',
Man soll sie hören alle beed'!“

Die Gänge und Treppen sind mit zahlreichen Gemälden und Stulpturen verziert. Dies Haus hat viele gekrönte Häupter als Gäste in seinen Räumen gesehen, von Adolf von Nassau (1295) bis Gustav Adolf von Schweden (1632). Unter dem Rathause befinden sich eine Anzahl finsterner Gewölbe und schauerlicher Verließe, die als Folterkammern und als Gefängnisse für politische Verbrecher dienten.

Auf dem Markte der alten Stadt stehen fast lauter stattliche Patrizierhäuser, wohl erhalten in ihrer eigentümlichen Bauart. Vor dem Patrizierhaus Nr. 74 — jetzt Marienapothek — erhebt sich der prächtige Röhrenbrunnen, Herterichbrunnen genannt, der 1446 errichtet und 1608 zu seiner jetzigen Gestalt renoviert worden ist. Die Brunnen säule ist ein Meisterwerk der Ornamentik. Die Patrizierhäuser zeigen im Innern fast alle einen sehr geräumigen Hausflur mit feinerem Boden und breiten steinernen Treppen; die Gelasse sind durchweg bequem und geräumig. In dem großen Hausflur pflegten die Rothenburger Geschlechter ihren selbstgezogenen Wein auszuschenken, und auf reinen Wein hielt man so viel, daß man den Wirten, welche „geschmierten“ ausschenken, die Schwirfinger abschlug.

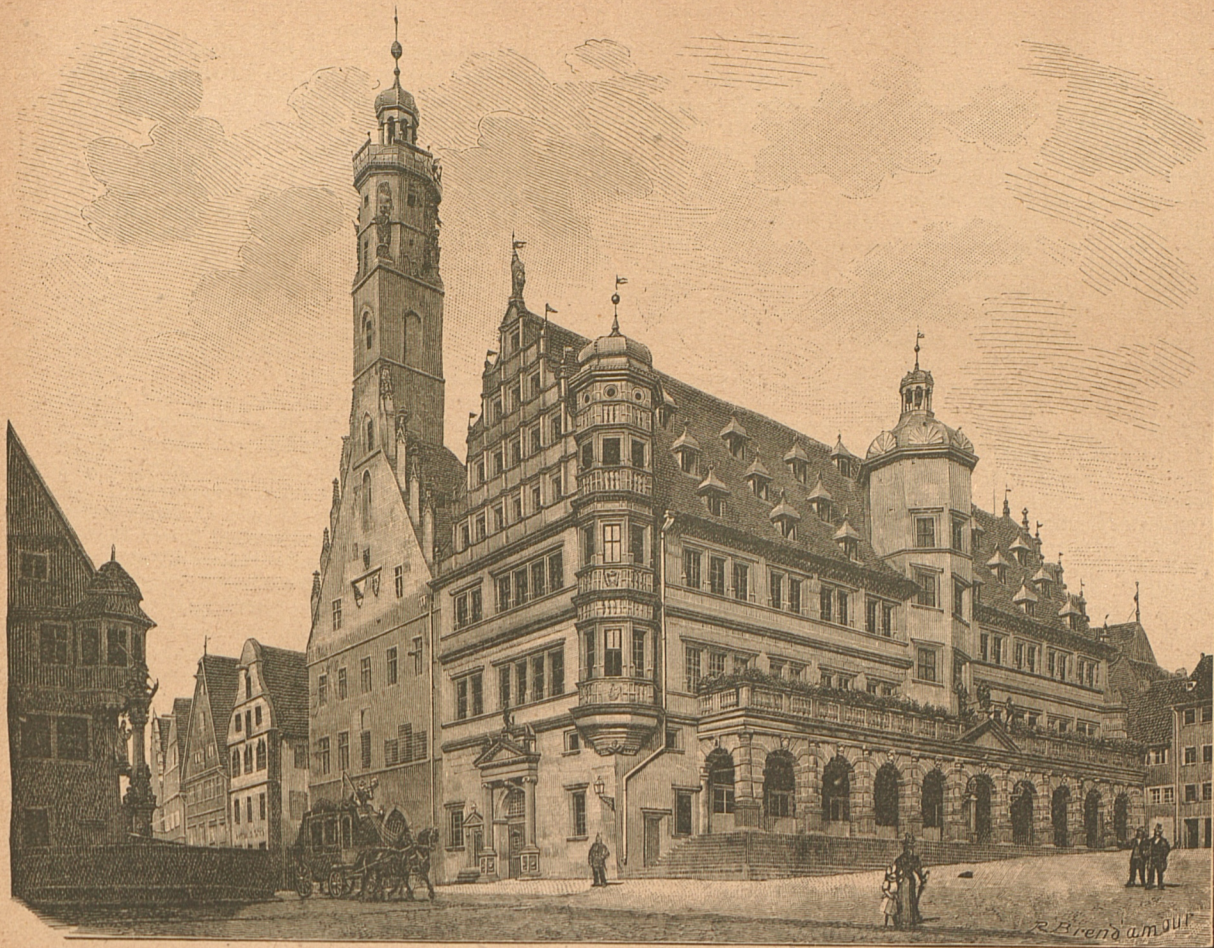
Ein herrliches Denkmal der Rothenburger Baukunst bildet das sogenannte Baumeisterhaus. Der große Baumeister Rothenburgs, Leonhard Scheiblein, der den Renaissancebau des Rathauses hergestellt hat, hat sich dies Haus mit seiner originellen Fassade, bei der sich Delphine von den Siebelstufen herabwinden, als Wohnhaus erbaut. Diese Fassade wetteifert mit den schönsten Fassadenbauten flandrischer Städte. Der Hof dieses Hauses mit seinen zierlichen Galerien und geschmückten Einrahmungen ist gleichfalls ein Zeugnis für den feinen Kunstsinne von Rothenburgs Vergangenheit.

Auch in der anstoßenden Herrengasse erheben sich eine Anzahl stattlicher Patrizierhäuser. Erwähnenswert ist noch die sogenannte „Trinkstube“, die auf dem Markte steht, wo sich die Patrizier zum Trunke versammelten und wo es oft sehr wüß herging; dann nahe am Markte das Haus des berühmten Rothenburger Bürgermeisters Toppler, zum Greifen.

Unter den Kirchen Rothenburgs ragt hervor die prächtige Hauptkirche, die auf dem alten Kirchhofe steht. Sie wurde 1471 erbaut und ist ein ebenso großartiger wie feingliederter gotischer Bau mit 180 Fuß hohen Türmen. Das Innere der Kirche, wo sich viele Grabmäler angesehenen Patrizier befinden, ist mit zahllosen Bildwerken großartig ausgeschmückt, und neben dem Hochaltar erhebt sich der Marienaltar, der als ein Werk des berühmten fränkischen Bildhauers und Bildschnitzers Tilman Riemenschneider gilt. Der großen Kirche gegenüber befinden sich zwei originelle Bauten: der Schulhof und der Pfarrhof der Hauptkirche zu St. Jakob; der Pfarrhof bildet mit seinem durch alle Geschosse reichenden Erker, der eine Menge Bilder aufweist, eine der kostbarsten Zierden der Stadt.

Vom Markte gelangt man durch die Herrengasse zu dem Burghor mit seinen trostigen Basteien, und durch das Burghor tritt man in die alte Burg, welche die erste, feste Anlage war und um die sich dann das übrige Rothenburg entwickelt hat. Die Gründung dieser Burg wird bis in das Jahr 326 n. Chr. zurückgeführt. Hier auf dieser Burg tagte einst unter freiem Himmel das kaiserliche Landgericht, und die Spuren der Steinriffe, auf denen die zwölf Schöffen mit dem Landvogt saßen, sind noch heute erkennbar. Von der Burg hat man einen sehr schönen Ausblick in das Tauberthal hinab, namentlich auf die Tauberbrücke, die über 500 Jahre alt ist und zwei Reihen von Bogen hat, von denen die eine auf der anderen steht.

Von der Burg aus kann man längs der Mauern einen Rundgang um die Stadt machen, wenn man durch ein kleines Ausfallpfortchen sich hinaus begiebt. Da kommt man gleich neben der Burg an einem Hause vorüber, an dem eine Inschrift besagt, daß 1525 zur Zeit des Bauernkrieges der bekannte Reformator Dr. Karlstadt durch ein Fenster entflohen ist. Ein Fräulein von Badell soll ihn über die Mauer in einem Korbe hinabgelassen haben. Die Mauern haben noch den bedeckten Gang für die Verteidiger. Man kommt an zahl-



Das Rathaus.

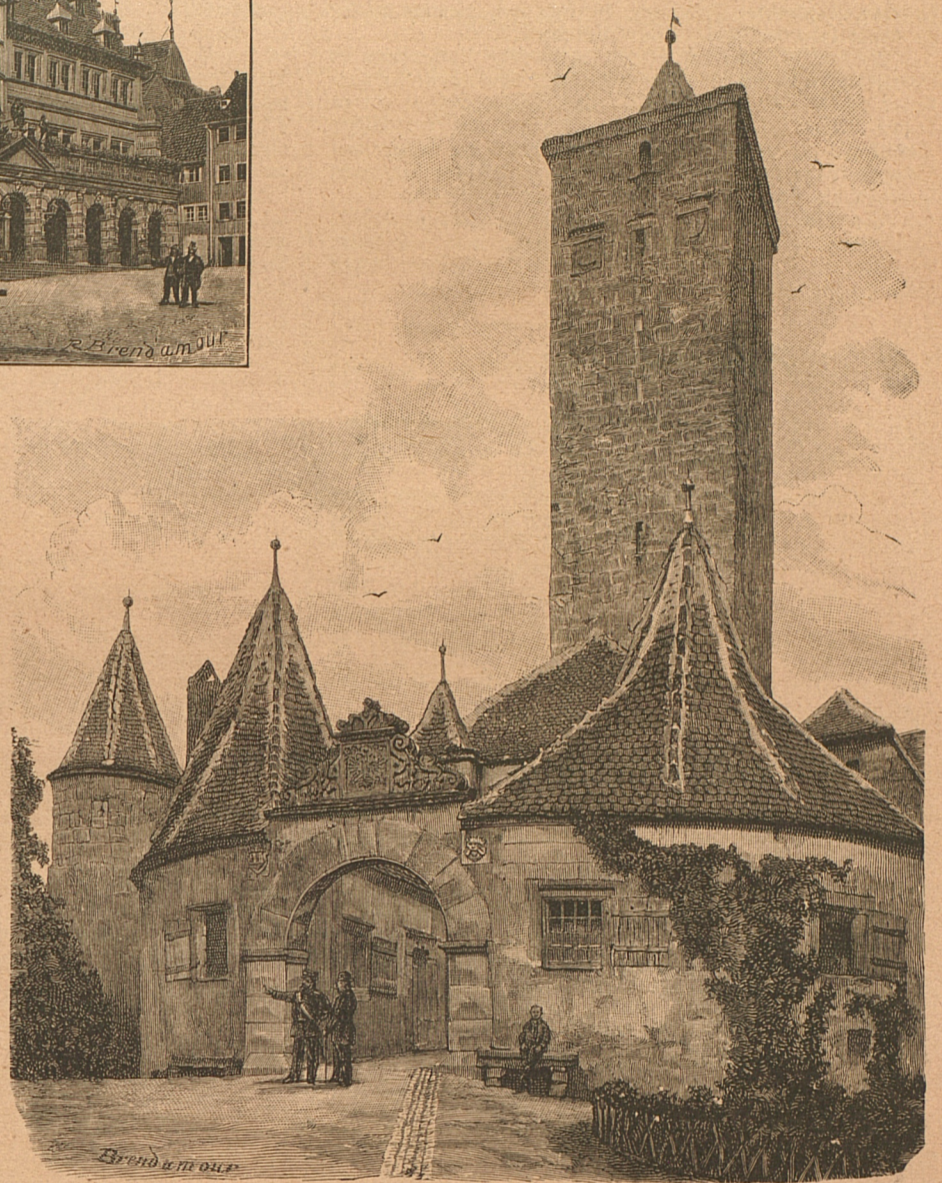
reichen Türmen vorbei, am Totengräberturm, am Klosterturm, an den das Kloster der Dominikanerinnen — heute Rentamt — stößt, am Straßenturm, in dessen Innern noch die Zellen vorhanden sind, in denen die Bürger einst gefangen lagen; zum Klingenthor, von wo aus man aufs neue einen schönen Blick in das Tauberthal hinab namentlich auf das Dorf Detwang hat. Hier am Klingenthor mit seinem schönen Fürbringerturm bildet eine kleine Kirche einen Teil der Befestigung; in ihre Außenwand sind Schießscharten gebrochen. Längs dieser Befestigungen sieht man zahlreiche Kugelspuren, die von Tillys Geschützen herrühren. Es kommen der Hentert-, Pulver- und Kummerturm, das Würzburger- und das Röderthor mit ihren gewaltigen Befestigungen, und zwischen Röder- und Spitalthor der Faulthurm, einst der Schrecken Rothenburgs, in dem gefoltert wurde und in dem man, nach grausamem, mittelalterlichem Brauch, besonders verhasste Gefangene verfaulen ließ. Oft hörten die erschrockenen Vorübergehenden, daß nachts Seufzer und Gestöhne aus der Tiefe empordrang, und wußten dann, daß die gefürchtete heimliche Justiz des hohen Rats an der Arbeit war.

Am Röderthor ist noch ein mächtiger Reichsadler sichtbar; die Stadt war auf ihre Reichsfreiheit sehr stolz, und als einst ein Edelknaube im Mutwillen mit der Lanze dem steinernen Adler eine Klaue abstieß, mußte er dafür sein Haupt lassen.

Am Südbende der Stadt passiert man das Spitalthor mit seinen gewaltigen Basteien; sie sind die stärksten von allen und am vollständigsten ausgebaut. Der hohe Thorturm zeichnet sich durch einen schönen Erker aus. Von hier steigt man hinab in das Wildbad, dessen Quelle 1356 entdeckt wurde, als bei einem Erdbeben ein großer Teil der Stadtmauer einstürzte. Dieses Bad ist sehr besucht, und die Gäste kommen oft von sehr weit her.

Es würde zu weit führen, alle die merkwürdigen Bauwerke der Stadt zu schildern, die Franziskaner-, Johannis- und Spitalkirche, die Wolfgangskapelle, den Johannerhof u. s. w. Stellt sich Rothenburg am Tage als unvergleichlich schönes mittelalterliches Städtebild dar, so wird sein Anblick geradezu zauberhaft, wenn man des Nachts auf die mondbeglänzten Türme und Mauerzinnen schaut. Da blüht die ganze Romantik des Mittelalters vor uns auf, wie sie Eichendorff besingt:

„Wir träumen von Marmorbildern,
Von Gärten, die unterm Gestein
Mit duftigen Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein;
Wie die Mädchen am Fenster lauschen,
Vom Klang der Laute erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht!“



Burgthor.

Welch farbenreiches und wechselvolles Leben hat sich einst abgepielt auf dem engen Raume dieses Gemeinwesens, das im Mittelalter nicht mehr als 6000 Seelen zählte und auf dessen ganzem Gebiet nur 18 000 Menschen wohnten!

Rothenburg war bis 1108 der Sitz der Grafen von Rothenburg-Comburg. Als diese ausgestorben waren, gab Kaiser Heinrich V. die Landvogtei Rothenburg an seinen Neffen Konrad III. von Schwaben, und dessen Sohn Friedrich nannte sich Herzog von Rothenburg. Friedrich Barbarossa verlieh 1172 der blühenden Stadt die Reichsfreiheit und stellte sie unter die Burggrafen von Nürnberg. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert erreichte Rothenburg den Gipfel seiner Macht und seines Ansehens, namentlich unter seinem großen Bürgermeister Heinrich Toppler, der als Staatsmann und Feldherr gleich tüchtig erscheint. Er gründete den fränkischen Städtebund und befehligte als Bundesfeldherr in der berühmten, von Uhlant besungenen Schlacht von Reutlingen, wo die Gerber meisterlich gegerbt und die Färber purpurrot gefärbt haben, und wo er den Grafen Ulrich, den Sohn Eberhards des Greiners, aufs Haupt schlug. Der alte Eberhard war über diese Niederlage so wütend, daß er zwischen sich und seinem Sohne das Tafeltuch entzwei schnitt. Toppler war ein gefürchteter Feind der Raubritter, deren Burgen er unbarmerzig zerstörte. Mancher Wegelagerer ward von ihm zum Galgen befördert, und er soll in diesen Fehden Züge bis an den Rhein unternommen haben. Der große Bürger that alles, um die Stadt zu heben und zu verschönern, sowie ihre Befestigungen zu verstärken. Im Tauberthal steht heute noch sein originelles Landhaus, das Topplerschlößchen mit dem Rosengarten, eine kleine Festung, die mit einem künstlich herzustellenden Teich umgeben und unzugänglich gemacht werden konnte. Hier lag oft der faule König Wenzel, mit dem Toppler befreundet war, und sein Andenken hat sich dadurch erhalten, daß man es im Rothenburger Volksmund heute noch „wenzeln“ heißt, wenn die Dienstboten nichts thun.

Toppler ward reich und mächtig und erregte den Neid seiner Mitbürger. Sie klagten ihn an, er sei im Einverständnis mit dem Grafen von Nürnberg, halte ein heimlich Gericht in seinem Hause im Greifen u. s. w. Auf diese Anschuldigungen hin, die sich später als falsch erwiesen, ward Toppler gestürzt und in die schrecklichen Verliese unter dem Rathause geworfen. Er kam nicht wieder lebend zum Vorschein; auf einen Tisch hatte er geschrieben: „Heinrich Toppler starb weder an Hunger noch an Durst“ — man hatte ihn vergiftet.

In der Jakobskirche kann man sein prächtiges Grabmal sehen; unlängst wurde der Gedanke angeregt, dem verdienten Manne ein Denkmal zu setzen.

Die Stadt führte so viele Fehden gegen die Raubritter, daß sie in hundert Jahren einmal ein einziges Friedensjahr hatte. Auch in die Reichsacht war Rothenburg einmal gekommen, weil es sich ohne kaiserliche Zustimmung eine Landwehr geschaffen, das heißt sein Landgebiet mit einem Landhag, einer Dornhecke, umgeben und die Straßentübergänge mit Landtürmen, in denen Geschütz lag, gebeckt hatte. Die Stadt trugte in dessen der Reichsacht.

Es gab Handwerkeraufstände und Judenverfolgungen, Reichstage wurden in Rothenburg



Der Herterichbrunnen vor der Marienapotheke.

abgehalten u. s. w. Eine große Katastrophe brach aber mit der Reformationszeit über Rothenburg herein. Die von dem städtischen Adel gedrückten Handwerker hingen natürlich mit großem Eifer an der neuen Lehre; der Agitator Karlstadt erschien in der Stadt und ließ hier sein Buch gegen das Abendmahl drucken. Als der Bauernkrieg ausbrach und die Bauern der Landwehr sich erhoben, schlug sich auch die Bürgerschaft auf die Seite der Aufständischen. Ein Ausschuß von 42 Bürgern ward eingesetzt und der alte patrizische Rat seiner Macht entkleidet. Die Kirchengüter wurden eingezogen. Als der Ritter Florian Geier, der Feldhauptmann der Rothenburger Bauern, in die Stadt einritt, trat diese ganz in den Bund der Bauern und gab ihnen ihre besten Geschütze zur Belagerung des Würzburger Schlosses. Nach der Niederlage der Bauern wurde die Stadt aber von dem grausamen Markgrafen Kasimir von Ansbach mit Krieg überzogen, um sie zu strafen, und es wurden auf dem Markte so viele Hinrichtungen vorgenommen, daß das Blut „wie ein Bach“ die Schmiedegasse hinabfloß. Die Straße nach dem Dorfe Neustadt, wo einst die aufständischen Bauern ihr Lager aufschlugen, heißt davon heute noch der Bauerngraben.

Im dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt von Tilly erobert, von Johann von Werth vergebens angegriffen, von Piccolomini und Turenne aber genommen. Sie litt viel unter den entsetzlichen Greueln jener barbarischen Zeit, und ihre Macht und ihr Wohlstand gingen damals zurück, wie es bei so vielen anderen Städten der Fall war, die sich auch niemals wieder zu ihrem früheren Glanze erheben konnten.

So kam es, daß das früher so mächtige Rothenburg im siebenjährigen Kriege von dem preussischen Lieutenant Stirzenbecher mit 35 Husaren um 20 000 Thaler gebrandschatzt werden konnte. Aber später, im Jahre 1800, als ein französisches Streifcorps die Stadt bedrohte, ermanneten sich die Bürger und schlugen es zurück. Zwei Jahre nachher besetzten bayerische Truppen die Stadt; die Reichsfreiheit hatte aufgehört.

Die Rothenburger, die einst so gewaltige Kämpfe bestanden, gehen heute friedlich ihren Gewerben nach; sie hüten sorgfältig die Baumerbe ihrer Stadt, die ehrwürdigen Zeugen einer großen Vergangenheit, und sie thun recht daran.

Cousine Marie.

Skizze von Alfred Lorek.

Nachdruck verboten.

Sie war schon ein altes Fräulein, als sie die Wirtschafft bei ihrem Vetter Hans übernahm.

Ein altes Fräulein — nicht eine alte Jungfer, denn Cousine Marie war viel zu geistreich, um sich all die Eigenarten und Unarten, die einem alternden Mädchen den Spottnamen „alte Jungfer“ einzutragen pflegen, anzueignen.

Sie zählte eigentlich erst vierzig Jahre, aber das stark ergraute, üppige Haar, die vielen Fältchen in dem immer noch hübschen Gesicht und etwas Müdes in den Bewegungen und im Gang ließen das zierlich gebaute, kleine Fräulein älter erscheinen. Hansens Freunde begegneten ihr denn auch mit der Hochachtung, die man Matronen zollt, und hatten den Titel „das alte Fräulein“ aufgebracht.

Zu der Zeit, da Cousine Marie zu Hans gezogen, war dieser noch ein junger Mann von fünfundsiebenzig Jahren, ein blasser, hochgewachsener Mensch mit schwarzem Bart und Augen, die stets in weiter, weiter Ferne etwas zu suchen schienen. Das richtige Urbild eines Träumers und Phantasten. Allein, in dem bleichen Gesicht zuckte es fortwährend, um die Mundwinkel legten sich Falten, wie sie nur Krankheit einzugraben pflegt, die schlante Gestalt neigte sich nach vorn — er war trotz seiner Jugend ein morscher Baum.

Eine alte Tante war es gewesen, die zuerst auf die Idee kam, daß der Hans mit seinen zerrütteten Nerven die Pflege einer Frauenhand brauche, und dieselbe Tante hatte die Verwickelung — als Hans sich durchaus nicht verheiraten lassen wollte — dadurch gelöst, daß sie vorschlug, Cousine Marie solle Hans die Wirtschafft führen.

Cousine Marie ging darauf ein. Warum hätte auch sie, die Alleinstehende, es nicht thun sollen, bedrückte sie doch schon längst die Einsamkeit, hatte sie sich ja immer nach einem Wirkungskreis geseht.

Hans hatte mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Gemütes diese Idee ergriffen. Die Sehnsucht des Kranken, durch angestrengte Arbeit und so manche Kämpfe entnervten Mannes nach Behaglichkeit hatte auch in ihm sich immer lauter und lauter geltend gemacht.

So zogen sie denn zusammen in ein bescheidenes, einfaches Heim.

Cousine Marie hatte ein kleines Vermögen, dessen Zinsen gerade für ihres Leibes Notdurft und Nahrung ausreichten, und Hans verdiente, soviel er eben brauchte.

Es entwickelte sich ein stilles, friedliches Leben, das mit den Jahren noch immer ruhiger und einförmiger wurde. Hans hatte sich daran gewöhnt, auf Cousine Marie alle irdischen Rücksichten zu nehmen, um so eher, als er zwar eine polternde, aber von Grund aus gutmütige Natur war, und sie ging, bei der ihr angeborenen Pflichttreue, vollständig in ihrem neuen Wirkungskreis auf.

Es kamen schwere Zeiten. Monatlang lag Hans krank darnieder — und aufopfernd pflegte ihn seine Cousine Marie. Dann verlor er seine Stelle; er mußte sich quälen und plagen, um sich wieder herauf zu arbeiten — und wieder war es seine Cousine Marie, die ihm selbstlos zur Seite stand.

Das kettete die beiden noch mehr aneinander.

Es verging Jahr um Jahr. Hans zog sich mehr und mehr von allen seinen Bekannten zurück, er lebte nur noch seinem Berufs und seiner stillen Häuslichkeit, deren Gipfelpunkt eine Partie Schach geworden war.

So waren zwei Jahrzehnte ins Land gegangen. Aus dem alten Fräulein war eine rüstige Greisin geworden, aus dem kranken jungen Mann ein gesundheitslich zwar kräftiger, aber früh gealterter Mensch.

Da starb eines Tages eine entfernte Verwandte und hinterließ ein achtzehnjähriges Töchterchen.

Es kam die alte Geschichte. Cousine Marie und Hans, die Verwandten in der Großstadt, nahmen das Mädchen für einige Zeit zu sich, um sie den herben Schmerz in der neuen Umgebung leichter überwinden zu lassen. Und wieder die alte Geschichte: in das „Sonnenscheinchen“, das in sein Haus eingezogen war, verliebte sich der alternde Mann.

Und auch das junge Mädchen schloß sich, Trost suchend, an den gütigen, schlichten, stets liebevollen Mann in ihrem Kummer an.

Cousine Marie, die sonst so klug und hellsehend, war diesmal blind — blind, bis Hans ihr fast jubelnd seine Verlobung mit Käthe mittheilte. Siedend heiß wurde es ihr, als sie die Nachricht empfing, und Thränen stiegen ihr in die Augen.

Hans merkte in seiner Freude nichts davon.

Als Cousine Marie am Abend dieses Tages in ihrem Zimmer allein war, da fragte sich die immer Kluge und Ueberlegende, woher jene Thränen wohl gekommen waren. Hatte sie Hans geliebt? Nein. Stets war das Ideal eines Mannes in ihrem Herzen grundverschieden von Hans gewesen. Was ihr die Thränen ausgepreßt hatte, war der unbewußte Gedanke gewesen, zurückkehren zu müssen in die frühere Einsamkeit, die ihr in der Erinnerung doppelt schrecklich erschien. Die Gewohnheiten waren es, die aufzugeben und zu verlassen ihr weh that.

Es hieß zwar, Cousine Marie solle bei dem jungen Ehepaar bleiben, aber darauf ließ sie sich nicht ein.

Als der Pfarrer sein segnendes Wort über die beiden gesprochen, da zog Cousine Marie in ein kleines Stübchen in einer anderen Gegend der Stadt. Eiskalt überließ es sie, als sie es zum erstenmal betrat, und seufzend fragte sie sich: werde ich noch Zeit haben, mich wieder an das Alleinsein zu gewöhnen?

Hansens Flitterwochen dauerten nicht lange. Es war alles so anders, als er es gedacht und erwartet hatte! Sein junges Weib kannte ihn und seine Gewohnheiten nicht, achtete ihrer wenig. Sie wollte leben, wollte genießen, und er, er hatte sich in seine Ruhe und seinen Frieden bereits so fest eingenistet. Sie verstand auch noch nicht so recht hanzuhalten und ihm für das wenige, was er ihr an Geld gab, sein leibliches Wohlbehagen zu bereiten, und er war genau geworden im Lauf der Jahre, sehr genau, obwohl er es eigentlich nicht mehr so nötig hatte. Um vieles sollte er sich jetzt selbst bekümmern — kurz, es war anders als bei Cousine Marie. Die hatte ihn besser gekannt, hatte das alles besser verstanden!

Der alternde Mann begann sich unbehaglich und endlich sogar unglücklich zu fühlen.

Da griff er in seinem Egoismus zu einem Rettungsanker. Er ging zu Cousine Marie, klagte ihr sein Leid, und auch die alte Frau war zu sehr egoistisch, um sich nicht doch bewegen zu lassen, zu Hans zurückzukehren.

Nun ging alles wieder in gewohnter Weise, und Hans wurde wieder glücklich. Er überjah, daß mit dem Einzug der Cousine Marie ein Kummer ins Herz seiner jungen Frau gepflanzt worden war, der dort wühlte und nagte — Verderben bringend.

Käthe hatte eben offene Augen. Sie glaubte ja, daß ihr Mann sie von Herzen liebe, sie wußte aber auch, daß sie ihm entbehrlieh sei, daß sein Alles seine Gewohnheiten waren — und diese personifizierten sich in Cousine Marie. Die Einsicht kam erstens zu spät, und dann war Käthe auch nicht die Natur, ihrem Manne das zu werden, was Cousine Marie ihm war. Und diese, die sonst so weichfühlend sein konnte, war hier hart, obwohl sie genau sah, was im Herzen der jungen Frau vorging.

„So ist es ein Opfer, und sonst wären wir alle drei unglücklich geworden,“ sagte sie sich.

Die junge Frau begann zu kränkeln und dahinzusiechen, und drei Jahre nach ihrem Hochzeitstag trug man sie hinaus auf den kalten, beschneiten Friedhof.

Auf dem Rückwege vom Kirchhof faßte Hans Cousine Mariens Hand und sagte bewegt: „Nun bist nur du mir noch geblieben!“ Und Cousine Marie strich sich das Haar aus der Schläfe und antwortete: „Nicht ich, Hans, an mir hat dir nie etwas gelegen — deine Gewohnheit!“

Und wieder zwei Jahre darauf trug man Cousine Marie an die Seite von Hansens Frau.

Hans aber hat sich am Tage darauf erschossen — aus Furcht vor dem Leben ohne seine Gewohnheiten.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

— Totenschan. In Stockholm starb in einem Alter von 75 Jahren Marie Sophie Schwarz geb. Virath, die nicht bloß eine der bekanntesten und am meisten geleseenen Schriftstellerin Schwedens war, sondern auch in Deutschland große Volksstimmlichkeit gewonnen hatte. Sie war am 4. Juli 1819 in Borås, wo ihr Vater, ein Deutscher, als Kaufmann lebte, geboren.

Schon als Schulmädchen zeigte sie eine außerordentliche Begabung für Schriftstellerei, doch als sie sich 1840 mit Professor Magnus Schwarz, der 1858 starb, verheiratete, schien es, als wenn sie alle Gedanken an eine schriftstellerische Laufbahn aufgegeben hätte. Sie vertiefte sich aber desto mehr in die Literatur, namentlich die fremdländische, und 1851 veröffentlichte sie eine Erzählung „Förtälet“. Einen durchschlagenden Erfolg verschaffte ihr der Roman „Der Mann von Geburt und die Frau aus dem Volke“, der 1858 erschien, ein Tendenzroman voll Antipathie gegen den privilegierten Adelsstand. Nachdem sie durch diesen Roman, der ihr auch in Deutschland den Weg gebahnt, eine geleseene Schriftstellerin geworden war, fanden ihre folgenden Arbeiten lebhaftes Interesse. Zu ihren bekanntesten Romanen gehören: „Arbeit abelt den Mann“ (1859), „Geburt und Bildung“ (1871), und vor allem „Die Söhne des Dreiforgelmanns“,



Marie Sophie Schwarz.

der wohl als die hervorragendste Arbeit von Marie Schwarz zu betrachten ist. Seit 1863 wurden alle ihre größeren Erzählungen zuerst nach Deutschland (Stuttgart, Franckh), verkauft, bevor sie in Schweden zur Ausgabe gelangten, und einige, wie „Die Schwägerinnen“, kamen überhaupt nur in deutschen Originalausgaben heraus. Zwei Gesamtausgaben erschienen in Deutschland 1865 und 1867, die letzte in 59 Bänden. — Im Schloß Biederstein zu München starb die auch als Künstlerin bekannte Herzogin Amalie in Bayern, Witwe des verstorbenen Herzogs Mar Emanuel und Schwester des Prinzen Ferdinand von Bulgarien; in Petersburg Großfürstin Zekaterina Michailowna, verwitwete Herzogin Georg von Mecklenburg-Strelitz; in Wien die unter dem Namen Emil Helon bekannt gewordene Porträt- und Genremalerin Helene von Wyzslobocka.

— Die „Allgemeine deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen (Berlin W., Behrenstr. 72) umfaßt nach dem letzten Jahresbericht 2679 Mitglieder und besitzt 3.3. ein Vermögen von 4 354 260 Mark.

— In der Poliklinik der drei Berliner Arztinnen, Frä. Dr. Eiburtius, Frä. Dr. Lehms und Frä. Dr. Blumh sind im letzten Berichtsjahr 1722 Personen behandelt worden; die Zahl der Konsultationen betrug 3739. Im ganzen haben bisher 18 870 Frauen dort ärztlichen Rat und Beistand gesucht und gefunden.

— Auch in München hat sich jetzt ein Verein gebildet, um nach dem Vorbilde der Berliner und Leipziger Frauen-Gymnasialkurse eine Anstalt zu begründen, in welcher reiferen Mädchen die geistlich erforderliche Vorbildung für Universitätsstudien (Medizin, Sprachen, Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften) gewährt werden soll.

— Eine Fachschule für Handschuhnäherei ist in Burg bei Magdeburg auf Anregung der Handelskammer zu Halberstadt von einer Anzahl Handschuhfabrikanten des Regierungsbezirks Magdeburg und der Herzogtümer Anhalt und Braunschweig gegründet worden. Dies Unternehmen hat nicht nur den Zweck, Näherinnen, sondern auch Damen gebildeter Stände zu Lehrerinnen der Handschuhnäherei, sowie Direktorinnen von Fabriken u. s. w. auszubilden.

— Die Dichterin Amélie Gobin beging am 22. Mai in München ihren 70. Geburtstag.

— Eine kühne Jägerin ist eine englische Lady, die Frau des Hauptmanns Wyndham, welche bereits sechs Tiger erlegt hat.

— Das Violoncellspiel wird in England immer mehr unter den Damen Mode. Zur Zeit besteht die Gesamtzahl der Violoncell-Lernenden an der königlichen Musikakademie in London ausschließlich aus Damen.

— Matilde Serao ist der Federname einer berühmten italienischen Schriftstellerin und Redakteurin des „Corriere di Napoli“, die mit ihrem Familiennamen Scarfoglio heißt. Ihre Zeitung hat von allen Blättern Südtaliens die weiteste Verbreitung. Sie wurde 1856 geboren, ihr Vater war ein neapolitanischer Verbannter und ihre Mutter eine griechische Fürstin. In ihrer Kindheit hatte sie mit Armut und Entbehrung zu kämpfen, war zuerst Telegraphistin in Rom und wandte sich 1878 zur Journalistik. Ihr 1880 verfaßter Roman „Phantasia“ erregte großes Aufsehen, ihr zweiter, jetzt erschienener trägt den Titel „Lebwohl, Liebe!“

— Frau Nielsen bei Kopenhagen ist Butters- und Käselieferantin für verschiedene gekrönte Häupter Europas. Der dänische königliche Hof bezieht seine Butter von ihr. Als der Zar bei einem Besuch des Königs von Dänemark den Käse der Frau Nielsen kostete, wurde er sofort ihr Kunde, und auch einige andere Höfe des Kontinents soll sie regelmäßig mit den Erzeugnissen ihrer Molkerei versorgen. Letztere heißt Habarthaigaard und liegt eine Bahnstunde von der Hauptstadt entfernt.

Für den Garten.

Nachdruck verboten.

Drei Dinge sind im Sommer vorzugsweise abzuhalten: Trockenheit, Ungezieher und Unkraut. Das Bewässern gefehlt bislang mit der Ranne oder dem Schlauch. Die Ranne läßt kaum noch Neuerungen zu, beim Schlauche werden solche fortwährend gemacht. Das Neueste ist ein Schlauch, der selber rieselt. Es klingt etwas absurd, ist aber — wenigstens beinahe so. Franz Clauss in Köln-Nippes hat einen Schlauch konstruiert, der in je 1 1/2 m haltenden Entfernungen besonders geformte Löcher hat, die das Wasser nahezu haarförmig verteilen. Das Ende des entwerter 15, 20 oder 30 m langen Schlauches ist mit einer Eisenplatte verschlossen, die durch ihr Gewicht gleichzeitig das Drehen verhindern soll. Versuche mit diesem Schlauche sind sehr befriedigend ausgefallen. Das Wasser wird aus dem ersten bis letzten Loch gleichmäßig stark herausgeworfen und somit regelmäßig verteilt. Da die Löcher sämtlich nach einer Seite stehen und das Wasser nach dieser hin 4 bis 5 m weit fällt, so kann man auf einmal viel bewässern. Zeit und Arbeitskraft wird gespart; ein Mann vermag viele Schläuche zu bedienen und große Flächen allein zu wässern. Der Patent-Universalschlauch, wie er genannt ist, wird von der Firma Schwarz u. Co. in Berlin, Brückenstraße 130, verkauft. Es kostet das Meter (bei 19 mm Weite) 4,50 Mark. Der Preis ist hoch — dafür der Schlauch aber sehr solid und dauerhaft gearbeitet.

Wasser allein thut's nicht immer. Das vorzeitige Gelbwerden der Blätter an den Aalen und Obstbäumen, an Gemüsen, besonders Bohnen und Fruchtträuchern, ist im vorigen Jahre zumeist der Trockenheit in die Schuhe geschoben, dabei aber übersehen worden, daß ein sehr kleines Insekt, eine Milbe, Acarus tellarius, den Gärtnern als rote Spinne bekannt, den größten Einfluß auf das frühzeitige Gelbwerden gehabt hat. Dieses Insekt wird auch im heurigen Sommer wieder stark auftreten, da die Bäume im Winter an ihrer wetttergesühnten Seite oft einen roten Anflug von der Masse der an ihnen abgelegten Eier zeigten. Bislang trotzte die rote Spinne allem. Häufiges Spritzen war noch das Beste. Jetzt ist anscheinend ein einfaches Mittel gefunden, auch ihr den Garau zu machen. Dieses Mittel besteht aus Stärke, wie sie bei der Wäsche benutzt wird, aus Seife und Wasser. Die Stärke wird ganz ebenso zubereitet wie zur Wäsche, d. h. durch Zusatz von kochendem Wasser gar gemacht. Man verdünnt die Masse dann so weit, daß auf 1/2 kg Stärke 15 bis 20 Liter Wasser kommen, und setzt 400 g Schmierseife hinzu. Mit dieser Flüssigkeit wird gespritzt, ebenso wie man mit der Borholzer Brühe spritzt. Sie überzieht die Blätter mit einer dünnen, durchsichtigen Schicht, das ist ihr Nutzen, denn unter dieser Schicht müssen die Milben elendiglich erstickend. Das Mittel hilft auch bei Zimmerpflanzen, die ebenfalls oft von der roten Spinne leiden. Der Einfachheit halber steckt man diese über Kopf in die Stärkeküchelle hinein. Den Pflanzen schadet letztere nichts.

Wünschenswert wäre auch für das Unkraut ein Mittel, welches den edlen Pflanzen keinen Nachteil brächte. Leider giebt es solches nicht. Die Unkrautvertilgung wird im allgemeinen nur durch Jäten und Hacken, das schon ganz bedeutend erleichtert ist durch die Handhack-Maschinen von Planet jun. und die von Saal in Magwitz-Leipzig, möglich sein. Nur auf Straßen oder Gartenwegen kann man dem Unkraut auch mit ägenden Mitteln zu Leibe gehen. Das Beste ist hier der Schwefelkies. Unkraut wächst nicht hindurch, auch der Samen keimt nicht darauf. Mit Schwefelkies die befreute Wege sind deshalb dauernd rein. Wo man keinen Schwefelkies bekommen kann, thut 1 Teil Chlorzink (flüssig) mit 5 Teilen roher Salzsäure und 50 Teilen Wasser vermischt, dieselben Dienste. Die Gefäße, in denen die Flüssigkeit hergestellt wird, müssen mit Asphaltlack getrichen sein, weil Eisen und Zink von ihr angegriffen werden. Die Pflanzen färben sich nach solchen Güssen zumeist erst rot. — Da es manch-

mal von Interesse sein kann, die Farben der Pflanzen, besonders aber der Blumen künstlich zu ändern, so ist vielen Gewächsen nach dieser Richtung hin schon Gewalt angethan. Die Behandlung der Blüten mit Aether ist beliebt, giebt aber viel unneine Farben. In Frankreich hat man mit ziemlich gutem Erfolge die Blüten in der Weise gefärbt, daß man ihre Stiele in Anilinfarben stellt und sie diese einsaugen ließ. Bei Flieder ist dieses Experiment besonders gut gelungen, es geht aber nur bei weichen Flieder. Man nimmt zum Färben 5 Gramm-Gläschen, thut dort hinein 4 bis 5 g Anilin, läßt es in Wasser lösen und steckt in jedes Glas einen Blütenzweig, dessen Stiel am unteren Ende 1 bis 2 cm lang zerquetscht ist. Erst das Zerquetschen des Stieles setzt die Blume in den Stand, das Farbwasser rasch aufzunehmen. Nach zwei Stunden ist die Farbe hochgezogen; sie macht sich zuerst in den Aehren bemerkbar und füllt — wenigstens bei Flieder — schließlich die ganzen Zellen. Maiglöckchen bekommen nur gefärbte Aehren. Die gefärbten Blumen sind nacher um das gequetschte Stielende zu kürzen und in reines Wasser zu stellen. Am besten wird Tiefrot angenommen, dann Blau; von Rosa habe ich noch keine Erfolge gehabt. Da wir jetzt in der Zeit der Blüten sind, wird mancher sich das Färben angelegen sein lassen. Es sind aber nur weisse Blumen verwendbar. Blüten, weiß wie Kallablüten, sind die besten. Uebrigens hat man von dieser beliebten Zimmerpflanze jetzt auch Arten mit gelben und roten Blumen. Von den gelbblütigen ist die billigste Richardia hybrida aurata, wie sie vom Züchter Krelage in Haarlem genannt wird, mit 15 Gulden (27 Mark) angeboten; andere, so Richardia hybrida Elliotti kosten 36 Gulden das Stück, und die Richardia Rehmanni mit roten Blüten ist noch gar nicht veräußert, weil sie vorläufig noch in zu wenigen Exemplaren vorhanden ist. Das sind Preise, so hoch wie für Neuheiten in Rosen, aber Kallas lassen sich nicht so schnell vermehren wie Rosen, von denen man Auge um Auge in Dreihäufeln fast das ganze Jahr hindurch auf Wüblinge setzen kann, um Pflanzen zu haben.

Fürs Freie ist die Vereblung der Rosen jetzt auch gekommen, anstatt auf schlafendes Auge, d. h. auf ein Auge, welches erst im nächsten Frühjahr austreiben soll, verebelt man jetzt auf treibendes Auge, das bald nach der Dehulation austreibt und noch eine kleine Krone mit Blüten geben kann. R. Betten.

Toiletten für Besuche und Sommerfeste.
(Hierzu die Abbildung S. 267.)

Die fröhlichen Wald- und Gartenfeste in der golddurchwebten Luft der Sommertage verlangen duftige Toiletten, die sich dem sonnigen Glanz in der Natur anpassen und die zugleich mit ihrer frischen Eleganz auch Kleidsamkeit verbinden.

Wir bringen unter Fig. 1 und 2 ein paar zu diesen Zwecken sich eignende Kleider. Das erste besteht aus einem hangierenden, gemusterten Seidenstoff in Silbergrau und Grün. Die in Jäckchenform gearbeiteten Borderteile der hinten glatten Taille zeigen senkrecht flache Falten, die mit einem cremefarbenen Spitzen-entre-deux abschließen und einem Blusenteil aus schwarzer, plissierter Seidengaze aufliegen, der auf einem seidenen Fond gearbeitet ist. Der gefaltete Gürtel und der Stehragen, sowie die Streifen, welche den vorderen Teil des Rockes begrenzen, sind aus grünem Seidenstoff gebildet.

In Fig. 2 sehen wir ein Kleid aus hellroterfarbenem Kreppstoff mit feinen, seibenglänzenden, schwarzen und weißen Querstreifen. Der 4/5 Meter weite Rock ist nur nach oben hin an den Nähen etwas abgeschragt, wodurch er den Eindruck eines geraden Rockes macht. Der auf Seide gearbeitete, innen mit einem seidenen Bolant verzierte Rock erhält am unteren Rande eine Gazeinlage. Oben ist er in Faltengruppen gezogen, von denen sich je eine vorn zu beiden Seiten, die andere hinten in der Mitte befindet. Vorn und auf den Hüften ist der Rock glatt. Die Taille bildet eine kurze, lose, mit einem breiten Gürtel aus schwarzem Moiré abschließende Bluse, die vorn in fünf, hinten in drei Tullfalten gelegt ist. Die glatt aus Kreppstoff gebildeten Ärmel bedeckt oben eine volle Puffe aus schwarzem Moiré, über welche sich 190 Cent. weite Epaulettes aus 30 Cent. breiter, coru-farbener Spitze legen, die durch Zusammenraffen in drei graziose Bogen geordnet sind. Um den Ärmel am Handgelenk anschlappend tragen zu können, hat man ihn unterhalb des Armes mit drei kleinen Stoffknöpfen und korrespondierenden Seidenösen ausgestattet. Den sehr breiten Gürtel schmückt hinten, oben und unten, je eine gezogene Rosette aus Moiré, von welchen doppelte, 30 Cent. breite Moiré-enden herniederfallen.

Bezugquellen: Fig. 1, Paris, Maison Joyouse, 44 rue du Colisée; Fig. 2, Berlin, Herrmann Gerson.

Kunsthandarbeiten.

Hierzu drei Abbildungen.

Nachdruck verboten.

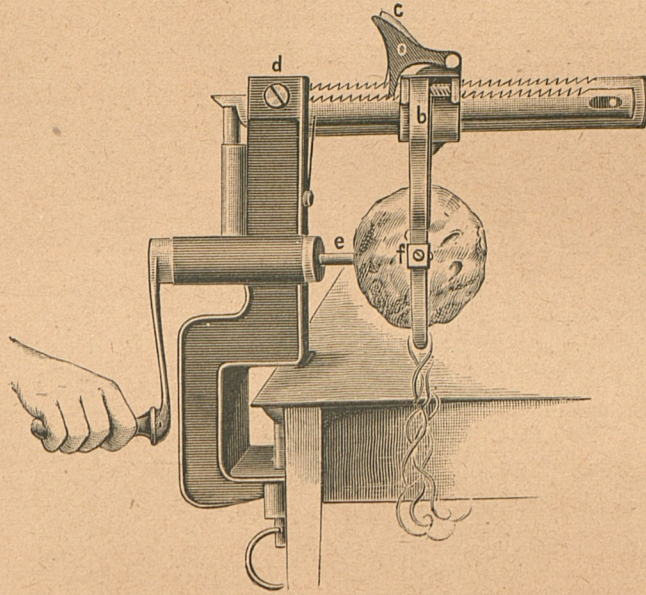
Der Malkasten auf der Reise.

Soll eine Reise für uns, vom künstlerischen Standpunkte betrachtet, Erfolg haben, so drängt sich uns mit zwingender Gewalt die Frage auf, was wir an Utensilien zum Zeichnen, Malen u. s. w. mitnehmen. Zunächst an Papier und Farben. Das Papier, das wir gewöhnlich im Skizzenbuch haben, reicht nur für den Anfänger aus. Eine Dame, die einmal den Aquarellpinsel benutzte, thut gut daran, sich ein oder noch besser zwei sogenannte Blocks mit Aquarellpapier von 35 x 40 cm Größe mitzunehmen. Der Block hat den Vorzug, daß das Papier aufgespannt ist und sofort in Arbeit genommen werden kann. Nach Vollendung der Skizze wird das Blatt abgetrennt und kommt in die am Block befestigte Mappe; das darunterliegende nächste Blatt bildet wieder eine ebenso glatte Fläche wie das erste u. s. f. Der Deckel des Blockes ist aus starker Pappe und mit Segelleinen überzogen. Der Schraubstift ist hier besser als der in Holz gefaßte Bleistift zu verwenden, weil er ebenso, wie die in einem Etui verpackten Meißelstifte, den allergeringsten Platz beansprucht. Die besseren Aquarellkästen, zu denen entweder die mit harten Farben oder die mit Tubenfarben gefüllten zu zählen sind, enthalten sämtlich die gebräuchlichsten Farben und Pinsel. Die sogenannten halbfesten Farben empfehlen sich weniger. Ein Fläschchen mit Wasser ist ebenso wie ein gutes Stück Gummi nicht zu vergessen. Sehr fühlbar macht sich häufig der Mangel eines Feldstuhles geltend, deshalb ist auch hierfür Sorge zu tragen; am besten transportabel und ihren Dienst genügend erfüllend sind die dreifüßigen Feldstühle, die zusammengelegt nur ein Stück Holz von etwa 40 cm Länge darstellen. Der Sitz wird durch Gurtverbindung, die mit Lederriemen versehen ist, gebildet.

Bezüglich der Anfertigung von Skizzen möchten wir hier auf eine seltener geübte Technik hinweisen: das Malen in einer Farbe in Schwarz, Sepia oder Blau. Im letztgenannten Ton durchgeführte Skizzen eignen

Wirtschaftsplaudereien.

Die neue Kartoffelschälmaschine — vergl. die nachstehende Abbildung — verbindet mit einer außerordentlich einfachen Konstruktion den Vorzug eines sehr geringen Preises. Sie besitzt keinen einzigen komplizierten Teil und setzt sich aus einer Anzahl kleiner Bestandteile zusammen, die



sich vorkommendenfalls aufs leichteste ersetzen lassen. Bei einigermaßen sachgemäßer Behandlung kann die Maschine nicht in Unordnung geraten. Ihr wohlfeiler Preis ist gleichfalls nur durch die sinnreiche Konstruktion zu erzielen gewesen. Die Maschine besitzt eine doppelte Zahnstange, an der das durch eine Feder regulierte Messer b f entlang läuft. Die Kartoffel wird auf den Aniaz e gesteckt, nachdem man zuvor die Maschine an den Tisch festgeschraubt und den Schieber b, an dem das Messer beweglich befestigt ist, mit aufgehobenen Hebeln c e ganz zurückgeschoben hat, sodas die hernach wieder zurückgeklappten Hebel e e bei d die Zahnstangen der Maschine berühren. Nun wird die Kurbel nach rechts gedreht, wodurch sich das Messer langsam auf der Zahnstange vorwärts bewegt und die Schale der sich drehenden Kartoffel abschält. Sobald der Prozeß des Schärens beendet ist, nimmt man die Kartoffel herab, schiebt die Messer nach der Ausgangsstelle zurück, und die Maschine ist für weiteren Gebrauch fertig. Preis: 5 Mark.

Bezugquelle: Magazin des kgl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Ratgeber für Frauenerwerb.

— **M. B.** Gebildete Krankenpflegerinnen, an denen es noch vielfach fehlt, werden u. a. ausgebildet und angestellt vom „Evangelischen Diakonierverein“, der in Verbindung mit dem städtischen Seminar in Oberfeld ein Diakonier-Seminar begründet hat. Evangelische Damen von 20 bis 40 Jahren werden dort in einjährigem Kursus unentgeltlich und ohne Verpflichtungen für die Zukunft ausgebildet. Näheres durch den Vorsitzenden des Vereins, Prof. Dr. Zimmer in Dornum, Reg. Bezirk Wiesbaden.

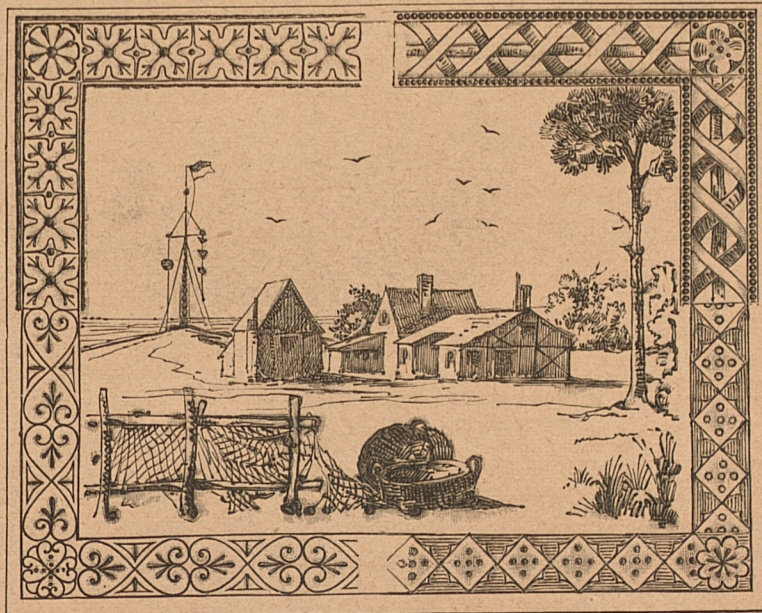
— **H. S. F.** in Jüterbogk. Das Gesuch um Anstellung als Telephonistin ist an die Oberpostdirektion in Berlin zu richten. Es muß eine kurze Lebensbeschreibung, Altersangabe (nicht über 30 Jahre), Gesundheits-, Sitten- und Schulzeugnis enthalten. Letzteres soll den Besuch der 1. Klasse einer höheren Mädchenschule ausweisen, andernfalls hat sich die Anwärterin einer behördlichen Prüfung zu unterwerfen. Die unbedeutende Lehrzeit dauert vier Wochen. Der Dienst (7 bis 8 Stunden) findet abwechselnd, bald vor, bald nachmittags statt, und das Anfangsgehalt schwankt zwischen 2,75 bis 3 Mark für den Tag. Das Jahresgehalt kann bis zu 1200 Mark steigen, und nach fünfzehnjähriger Dienstzeit ist die Telephonistin pensionsberechtigt.

— **H. A.** in Frankfurt. Außer einer guten Schulbildung müssen Damen, welche Vorsteherinnen von Krankenhäusern und betagten Instituten werden wollen, einen Kurkurs in der Krankenpflege durchgemacht haben und längere Zeit Pflegerin gewesen sein. Der „Bäuerische Frauenverein“ bildet unentgeltlich diejenigen Schülerinnen dafür aus, welche ihre Dienste nach der Ausbildung dem Vereine widmen.

— **H. A.** in Wien. In der Krankenpflegerinnen-Schule des Rudolfinervereins in Ober-Döbling bei Wien werden Verurspäterinnen ausgebildet. Das Lehrjahr ist unentgeltlich, doch hat die Pflegerin zwei Jahre ihre Dienste dem Vereine zu widmen.

sich für den kommenden Winter ganz außerordentlich zum Kopieren auf glasierten Majolikafischen, Porzellanfarbe oder für Unterlagsmalerei in Delster Manier, da besonders diese Schmudgegenstände unabhängig vom Tageslicht fertiggestellt werden können. Für derartige Originale sind Seestücke, Fischerhütten, Interieurs derselben, Boote und andere Fahrzeuge, Mühlen u. s. w. gute und brauchbare Motive. Fig. 2 und 3 (S. 274) werden einen ungefähren Anhalt geben.

Den Damen, die den Malkasten mit auf die Reise nehmen, brauchen wir nur in Erinnerung zu bringen, die Farben vorher genügend zu ergänzen und Weiß, Ocker und Kobalt besser in doppelten Tuben dem Kasten einzuverleiben.



1. Landschaftsbild und vier Randornamente in Brandmalerei.

Dreisilbige Charade.

Wenn in den ersten sie ihr Bild erblickt,
Ruft die Krokette gleich die dritte aus.
Das Ganze hat dich oft bei Tisch erquickt,
Es ist ein allgemein beliebter Schmaus. P.

Wortkette.

Acht zweisilbige und acht dreisilbige Wörter sind zu einer Wortkette verbunden. Die Endsilbe eines jeden Wortes ist gleich der Anfangsilbe des nächsten und die Endsilbe des letzten Wortes gleich der Anfangsilbe des ersten.

Die 16 Wörter, aber in anderer Reihenfolge bezeichnen:
1. einen römischen Kaiser, 2. einen König des Altertums, 3. eine der Hauptpersonen in Schillers „Don Carlos“, 4. eine Blume, 5. einen berühmten Admiral, 6. eine beliebte Oper, 7. eine der Hauptpersonen in Schillers „Jungfrau von Orleans“, 8. ein Instrument, 9. eine der Hauptpersonen in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“, 10. ein Gefäß, 11. eine Halbinsel in Europa, 12. ein großes Plateau in Asien, 13. einen Deutschen, 14. eine Frauengestalt der griechischen Mythologie, 15. einen großen Strom in Afrika, 16. eine der Personen in Schillers „Wallensteins Tod“.

Rösselsprung-Aufgabe.

te	rau	run	stren	ches	land	der	gleich
rüh	ber	wei	hes	auch	tem	her	du
zu	ohr	fung	weiß	ter	ü	zens	tauft
prü	run	gh	ten	hebt	ge	nei	al
pfe	wie	und	sanf	gest	us	ent	du
füh	der	blü	ti	heil	sam	wärm	mit
so	dum	te	lof	in	dich	dir	bal
durch	ber	sei	leid	mil	vor	dul	er
mut	rohr	ken	knid	bers	du	de	warn
ber	te	schwer	ja	mit	zer	ker	tem
o	das	em	an	em	he	ker	trö
por	der	por	best	stroh	sten	dir	ren

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 249.

Nomade, Monade, Daemon, Damon, Ode, Dom, Mabe, Mond, Don, Name, Mode, Dame, Ade.

Auflösung der Deciffrierungsaufgabe S. 249.

Schlüssel:

g	m	r	w	z
a	a	b	c	d
e	f	g	h	i
j	k	l	m	n
o	p	q	r	s
t	u	v	w	x
y	z	a	b	c

Lösung:

Das Gute im Herzen,
Das Hohe im Sinn,
Der Wille zu beiden
Führt zum Glücke dich hin

Auflösung der französischen Scherzfrage Seite 249.

Le roi d'Italie, parce qu'il a Milan (mille ans).

Den Damen, die einigermaßen im Landschaftszeichnen geübt sind — aber nur solchen — dürfte die Kohlenstizze zu empfehlen sein. Die Ausstattung für diese Arbeit ist gering. Ein Skizzenbuch oder Block mit rauhem Aquarellpapier, ein Bund Lindenohle, ein Lederläppchen, etwas Brotkrume, sowie ein Fläschchen mit Figativ (verdünnter Spirituslact) und ein Zerstäuber von Metall genügen dafür. Das Zeichnen mit Kohle geht sehr schnell, durch Wischen mit dem Finger erzielen wir prächtige Lusteffekte, und zum Aufnehmen der Lichtstellen reicht die Brotkrume aus.

In Betracht kommt ferner noch der Brandapparat. Gutes, brauchbares Eschenholz ist schwer an einem fremden Orte zu haben; wir nehmen deshalb eine Anzahl gewöhnlicher Eschenholzbrettchen von 20 x 25 cm Größe, die in Berlin per Stück 25 Pf. kosten, oder abgekannte Brettchen von 23 x 23 mit, die allerdings den doppelten Preis haben. Der Brandapparat muß vorher erprobt sein und einen breiten und spitzen Stift enthalten. Genau so, wie wir zeichnen, können wir auch brennen. Es wird uns dabei ein eigenartiges Vergnügen geboten. Wir brennen nach der Natur die Skizze, das Bildchen im freien mit all' den kleinen Säckelchen, die wir später beim Kopieren nach einer unserer Zeichnungen wohl fortlassen würden, haben dafür aber ein wirklich originelles Andenken, das wir nicht nur für uns verwenden, sondern auch Fremden und Bekannten mitbringen können. Die Art der Arbeit ermöglicht es, die gebrannte Holzplatte mit einem kleinen Rande zu versehen, den wir, wenn es unsere Zeit erlaubt und die Ornamentik uns noch Schwierigkeiten macht, auch schon vorher brennen können.

Wir bringen deshalb — in Fig. 1 — einige kleine Ränder zur Veranschaulichung, die sich für derartige Brettchen gut verwenden lassen. Auch für den weiteren Aufenthalt in der Sommerfrische möchten wir einige Anregungen geben. Für den Winter fehlen uns bisweilen Tischarten, die wir jetzt schon bequem aufertigen können. Die Dfise liefert eine weiße, glatte, mit freudigem Grunde versehene Muschel, die sich vorzüglich zum Bemalen mit Aquarellfarben eignet. Die schwarze sogenannte Miesmuschel verträgt Deckfarben. Flache Steine aus Granit, schön geformte

Feuersteine bilden eine weitere zur Bemalung befähigte Auswahl. Hier kann in erster Linie Delfarbe Anwendung finden. Die Nordsee hat ausgiebigeres Material, hier kommen die Auster und der Hummer hinzu. Suchen wir dagegen den Wald und das Gebirge auf, so werden wir Querschnitte und Scheiben von allerlei Hölzern im Durchmesser von 6-10 cm leicht erhalten. Die Rinde bleibt am Holz. Geglättet können die Abschnitte gebrannt oder mit Delfarben bemalt werden; müssen jedoch für die Malerei vorher mit Spirituslack überstrichen werden, damit ein Aufsaugen des Terpentins oder der übrigen in der Farbe enthaltenen Öle verhindert wird. O. H.

Pariser Modebrief.

Nachdruck verboten.

Es wäre vergeblich, wollten wir versuchen, alle die zahllosen neuen Variationen der Sommertoilette zu schildern, die ununterbrochen aus den Ateliers unserer Modisten und Kleiderkünstler hervorgehen. Es geht selbstverständlich ein gemeinsamer, wir möchten beinahe sagen Familienzug durch alle diese diesjährigen Sommermoden, aber die Persönlichkeit ist doch für jede Toilette ausschlaggebend!

Daß wir uns in Paris auf der Höhe der Saison befinden, merkt man an dem Reichtum sommerlicher Seiden-, Wollen- und Kreppstoffe, zu denen sich Spitzen, Guipüres u. s. w. in ebenso reichen Massen gesellen. Jetzt kommen noch die gaufrirten Cretonnes, die Zephyrs, Krepps und feinen Mühlhausener Batists hinzu, sodaß alle sommerlichen Hilfsstruppen der Mode nunmehr in Thätigkeit sind.

Die sonnigen Tage haben hier dem runden Hut eine bevorzugte Stellung geschaffen und die Kapotten etwas zurückgedrängt. Diese werden nur noch zu einfachen Kleidern, zu Promenadenanzügen u. dergl. und dann so winzig getragen, daß sie einer Theaterkoffüre ähneln und den Namen „Hut“ kaum mehr verdienen. Die runden Hüte dagegen sind zu respektabler Größe herangewachsen und zeigen sich in der Rembrandt-, Van Dyk- und Direktoireform. Ursprünglich waren sie für junge Damen bestimmt, doch werden sie nunmehr auch von Damen im mittleren Alter getragen. Die Garnitur dieser, meist aus schwarzem Reisstroh gefertigten Hüte besteht in Straußfedern und glänzenden Schnallen aus Perlmutter oder Rheinfiel. — Für elegante Toiletten werden die Capelinen, ebenfalls mit schwarzen Spitzen, Straußfedern und einzelnen Rosen in Rosa, Rot, Gelb u. s. w. garniert, getragen. Solche aus weißem Reisstroh, mit Tüll oder Seidengaze drapiert, dienen nur für besondere Gelegenheiten. An diesen weißen Capelinen sind die dazu verwendeten Rosen mit Laubwerk geschmückt, während sie an den schwarzen Hüten ohne Laub garniert werden.

Bezeichnend für die heutige Mode ist, daß zu hellen Toiletten die Garnitur der Hüte dunkler, zu dunkleren Toiletten heller gewählt wird. Die vielen farbigen Strohhüte werden entweder mit scharf kontrastierenden oder schattierten Garnituren geschmückt, z. B. ein rosa Strohhut mit Geranien- oder Mohrröten, ein malvenfarbener mit Amethyst oder Brune, ein grasgrüner mit Moos- oder Smaragdgrün, ein havannafarbener mit Braun oder Rot. Daß die Rosetten an allen Toilettegegenständen, also auch an den Hüten jetzt mit ausgesprochener Vorliebe getragen werden, haben wir schon mitgeteilt. Gern komponiert man die Hüte auch passend zu den Kostümen. Zu hochroten Strohhüten, die sehr in Mode sind, wählt man als Garnitur schwarzen Sammet, Tüll oder Gaze und Band mit vollen roten, innen schwarzen Wohlblumen.

Als Sonnenschirm ist der Entoutcas am beliebtesten, er wird von Glaceide und stets entweder heller oder dunkler als die Toilette gewählt. Die Mode, Kleid und Schirm übereinstimmend in der Farbe zu halten, ist vollständig vorüber; Schirme von türkisroter oder weißer



2. Vorlage für Unterglasurmalerei (in Delfter Manier).

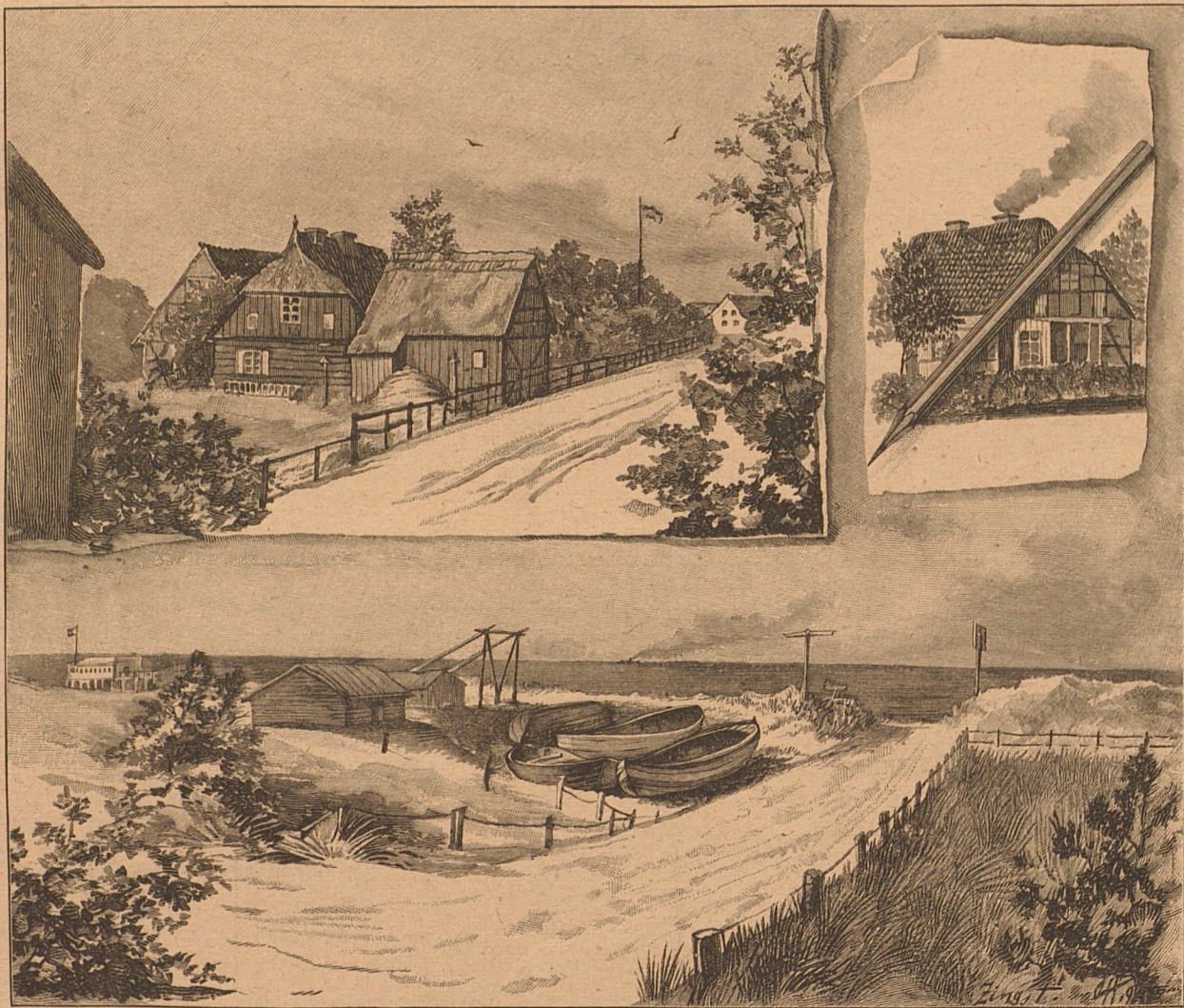
Seide gelten nur für sehr elegante Kostüme, und es wird dann für diese moiré antique oder nacré bevorzugt. Diese Schirme sind vielfach mit plissierten Volants aus Seidengaze oder Spitze umgeben. Die Handgriffe der Schirme sind oft wahrhaft künstlerisch ausgeführt und bestehen aus Perlmutter, in dem eine bestimmte Farbe vorherrschend und der Toilette angepaßt ist, oder aus Opal, Bergkristall u. dergl. mit ägyptischen Motiven. Für diese Steine wählt man die Birnenform, während die Krücken Ludwigs XVI. eingelegt oder in Gold oder Silber eifoliert ausgeführt werden.

Der untere der drapierten Röcke, die nicht allzuviel Boden gewonnen haben, zeigt stets am Rande eine Garnitur, während der obere Rock meist glatt ist. Dagegen hat der

Seidengaze oder Spitze gebildet werden. Zur Taille wird in diesem Falle stets ein schwarzer Gürtel getragen. Schwarze Spitzengarnitur wird oft mit weißen Spitzen unterlegt, ebenso verwendet man häufig für solche Seidenroben Ärmel aus gaufrirter, schwarzer Seidengaze. Zu diesen schwarzen und weißgestreiften Seidenkleidern, die immer mit Musselin oder Spitzen, mitunter auch mit beidem garniert sind, fügt man höchst wirkungsvoll schwarze oder auch rote Sammetrosetten. Gerade die Verbindung von Schwarz und Weiß ist augenblicklich wieder sehr beliebt in Paris. Die Corsage ist stets mit kleiner Weste, deren Ausschnitt ein plissiertes Chemisett bildet, und mit breiten Aufschlägen ausgestattet; oft ist der weiße Rock über einem schwarzen Rock emporgehoben und mit Galons geschmückt. Gürtel und Stehfragen sind stets aus Moiré.

Mit großem Erfolg hat die Industrie eine interessante Neuheit auf den Markt gebracht: poil de chèvre, ein glänzendes, etwas starres, aber feines Gewebe, dessen Muster gewöhnlich Streifen in zwei Nuancen bilden. Es giebt hierin überaus reizvolle Kostüme für junge Mädchen, besonders in den Farben Crème und Rot, Weiß und mauve, Grün und Mais, Braun und Crème und dergleichen mehr. Die Gürtel zu diesen Kleidern sind entweder schwarz, oder sie stimmen mit der dunkleren Farbe des Stoffes überein. Prächtigt erscheinen diese Stoffe auch im Geschmack Ludwigs XVI. mit Streifen und Streublumen.

Für Picnicks, Gartenfeste u. s. w. müssen die Kleider leicht und bequem sein, und es werden hierzu besonders die neuen Baumwollstoffe verwendet: cretonne gaufrée, zephyre fileté, crepon de pekin, Batist u. a. m. Cote de cheval ist ein feinrippiger Piqué, der gern zu Promenadenkleidern im „tailleur“-Geschmack verwendet wird. Für die übrigen Stoffe gilt Spitze als einzig zu verwendender Besatz. Getragen werden diese Kleider mit farbigen Gürteln und eben solchen Rosetten, was immer am frischesten und anmutigsten ausieht. M. W.



3. Verschiedene Landschaftsmotive für einfarbige Malerei.

Abonnements

auf den „Bazar“ werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum Preise von 2 1/2 Mark pro Quartal (in Oesterreich-Ungarn nach Kurs) angenommen. — Mit dieser Nummer schließt das II. Quartal. Wir bitten unsere Postabonnenten, das Abonnement auf das neue Quartal rechtzeitig noch im Juni erneuern zu wollen, denn die Post hört auf zu liefern, wenn das Abonnement nicht ausdrücklich erneuert wird.

Administration des „Bazar“.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor A. Ulfstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.